Der Spion

oder

das rothe Buch der Wölfe

von

Lucifer.

Vier Bände.

Neue illustrirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig und Meißen 1851.
Verlag der Goedsche'schen Buchhandlung.
(Oskar Fr. Goedsche).

Erstes Buch.

Die Julirevolution.

Die Agents provocateurs.

Erstaunlich, — unbegreiflich mußte es in Paris Jedermann finden, daß, was Jedermann begriff, nur die Regierung allein nicht begreifen wollte. Als sich das Gerücht von den Ordonanzen verbreitete, war kein Mensch außer den unglücklichen Ministern in Paris, der nicht voraussah, daß dieser Staatsstreich die Regierung stürzen müsse. Alle Partheien jubelten auf, Republikaner und Napoleonisten reichten sich die Hände, — es war wieder etwas geschehen, was die Gemüther der Alltagsmenschen selbst alarmirte, was den Ehrgeiz der Nation mit einem gewaltigen Spornstoß traf, was den Abscheu der Menge vor jenem besonderen Saft, der so lange er sicher durch die Adern fließt, heiliger gehalten wird, als Tugend, Ehre und Vaterland, wenn er aber zu fließen begonnen, kaum höher geachtet wird, wie Wasser — zu besiegen geeignet war. Es gab keinen Feind der Regierung, der sich nicht ihres Fehltritts freute und unter Jenen, welche vor Freude halb närrisch wurden, waren die agents provocateurs — jene Schöpfung des unsterblichen Fouché — die allertollsten. Zwei derselben im Dienste der Pariser Polizei, Michel und Chéval, fanden sich beim ersten Eclat in einem Kaffeehause ein, wo sie ganz Paris überwachten und ihre subordinirten

Agenten aussendeten. Wir finden in ihnen zwei Elegants von einem überraschend angenehmen und sorgsam costümirten Aeußeren. Michel war ein Dreißiger — ein schöner Mann mit einer Zutrauen einflößenden offenenen Physiognomie, die Ehrlichkeit selbst und so gutmüthig, daß er in dem Rufe stand, seine Gastfreundschaft sei antik. Man konnte mit ihm nicht drei Worte sprechen, ohne daß er sich erbot, eine Flasche Wein zu bezahlen —. Jedermann liebte ihn, seine gute Laune, seine Freigebigkeit, sein Witz, der sich in einer merkwürdigen Fülle über Alles ergoß, was die Regierung unternahm. Seine Freunde sahen sich oft genöthigt, ihn zur Mäßigung zu ermahnen, aber immer vergeblich. Eine solche Ermahnung hatte gewöhnlich zur Folge, daß er aufbrausend ausrief: Was da! Soll ich mir das Maul verkleben lassen von dieser sch. — Regierung? He! Soll Michel sich fürchten vor den miserablen Spitzbubengesichtern ihrer vermaledeiten Polizei? Soll mir einer kommen von diesen Spürhunden — ich werde ihn niederschlagen, so wahr ich ein guter Franzose bin, sacristie!" Nach einem solchen Ausbruch seines Unmuths gegen die Gewalt pflegten sich die Anwesenden zu sagen: „laßt ihn — er ist ein harmloser Schwätzer, der das Herz auf der Zunge hat. Man läßt ihn in Ruhe, weil er unschädlich ist."

Chéval seinerseits war das Widerspiel dieses Characters. Er war finster, verschlossen, in sich versunken, er schien immer über etwas zu brüten, in seinen Mienen sprach sich der verhaltene Ingrimm eines heimlichen Jakobiners aus. Er war um 6 Jahre älter, als Michel, von melancholischer Physiognomie, deren

edle Züge eine Seele zu verrathen schienen, welche sich nur mit großen und schönen Gedanken beschäftige. Die Freundschaft dieser beiden Menschen, welche der Stolz der Pariser Polizei waren und allgemein in dem Rufe rechtlicher Leute standen — wovon der eine von seinem Gelde, der Andere von dem Ertrage seiner Kunst lebte, er war nämlich ein Virtuos auf dem Violoncell und gab oft öffentliche Concerte — war aufrichtig, innig und durch die stärksten aller Bande, das beiderseitige Interesse und gleichgestimmte Seelen befestigt und für ewige Zeit sicher gestellt. Beide dienten seit 10 Jahren der Polizei — sie waren die Chefs der agents provocateurs aber anfänglich einander gegenübergestellt, so daß keiner von dem Andern etwas wußte. Sie beaufsichtigten gegenseitig ihre Handlungen, geriethen dabei hart aneinander und machten nun mit einander Freundschaft. Von dem Augenblicke, wo sie einander erkannt und sich über den Chef der Polizei und sein Mißtrauen expektorirt hatten, waren sie wie Castor und Pollux unzertrennlich und immer mit einander einig, wenn es galt, ihren Chef durch irgend einen listigen Streich um Geld zu prellen.

Es war noch früh am Tage — kein anderer Gast war in dem Kaffeehause, als die beiden Freunde, welche in großer, und wie es schien, froher Bewegung, Michel heftig gestikulirend, Chéval sich auf ein äußerst lebhaftes Geberdenspiel beschränkend, auf und niederrannten.

„Endlich," rief Michel, „endlich wird es losgehen. Endlich giebt es wieder zu thun, Bruder, wir werden Geld verdienen, wie Heu!"

„Ganz Paris ist in einer furchtbaren Aufregung

entgegnete Chéval, „aber trauen wir diesem Strohfeuer nicht zu sehr, es erlischt oft so plötzlich wie es entstanden, du kennst die Franzosen, der Teufel hat ihr Blut aus Feuer und Wasser gemischt. Es wird vorüber gehen, sage ich dir, ehe wir uns daran wärmen können."

„Was faselst du ewiger Zweifler?" antwortete Michel, „vorübergehen, ich sage dir: nie war so gutes revolutionäres Blut in Bewegung als eben jetzt, alle Klassen nehmen Antheil an der Bewegung selbst die Epiciers sind dießmal außer sich. Alle Laden werden geschlossen werden, — du weißt, wenn man es nur dazu bringt, so ist der Aufstand fertig. Ich sage dir es wird Blut fließen —"

„Wollte Gott," knirschte Chéval, „wollte Gott, soviel wie die Seine Wasser hat. Aber ich wiederhole dir Bruder, du bist zu sanguinisch, wenn wir die Hände in den Schoß legen, so giebt es nichts als einen lumpigen Auflauf, keine Emeute, keine Verschwörung, keine reelle Gefahr. Der schmutzige Filz unser Chef wird die Hände in die Taschen stecken und sagen: „Meine Herren, Sie haben bloß Ihre Schuldigkeit gethan, Sie haben dafür Ihren regelmäßigen Sold — adieu, portez vous bien!"

„Ja Charles — du hast Recht," sagte Michel, indem er ihn umarmte, „ich bin zu hitzig, wir sind Extreme, wir temperiren uns, ich bringe dich in Feuer, du mäßigst meine Voreiligkeit, es kann kein schöneres Paar geben auf Erden. Aber sprich, was können wir thun? Seit Jahren bemühen wir uns vergeblich etwas Erhebliches zu wege zu bringen — heute giebt es einen

Staatsstreich. O wie sehne ich mich, daß ein Mal das Unterste zu Oberst gekehrt wird, daß diese verdammte —"

„Still, still," unterbrach Chéval seinen hitzigen Freund, der im Begriffe stand die Macht, welche ihn bezahlte, zu allen Teufeln zu wünschen, „es kommt ein Fremder."

Wirklich war ein junger Mann eingetreten, der Jemand zu suchen schien. Es war Bonvoisin. Nachdem er die beiden Gäste aufmerksam betrachtet, sagte er lächelnd, indem er sie höflich begrüßte.

„Gewiß habe ich das Vergnügen, die Herren Michel und Chéval zu sprechen?"

„Wir sind es," antworteten die beiden Freunde.

„In diesem Falle erlaube ich mir mich Ihnen vorzustellen und um Ihre Freundschaft zu bitten. Mein Name ist Bonvoisin."

Dieser Name machte auf die beiden Agenten einen sehr auffallenden Eindruck, der Ausdruck ihres Respekts, ihrer lebhaften Bereitwilligkeit, ihrer Winke unter einander schien zu sagen: Aufgepaßt, hier läuft uns ein großes Glück in die Arme, — ein gebratener Sperling fällt uns ins offene Maul, der Herr hat Geld, wie Mist, — er gilt viel bei großen und mächtigen Herren, wir müssen uns seine Zufriedenheit zu erwerben suchen.

Bonvoisin schien mit dieser äußerst zuvorkommenden Aufnahme, welche die Folge der hier ausgesprochenen Gedanken war, sehr zufrieden, ohne dadurch überrascht zu sein. Er kannte die ganze Gewalt, welche der Ruf von großem Reichthum auf die Gemüther ausübt und wie es oft bloß dadurch gelingt, sich die größ-

ten Dienstleistungen zu verschaffen, er wußte diesen Vortheil trefflich zu benutzen. Gegenüber jener Menschenclasse, welche sich keines soliden Wohlstandes erfreut, war er ganz in seiner Sphäre, sein Takt war klassisch — ein vollendeter Staatsmann hätte sich daran spiegeln können. Nur im Umgange mit Leuten, welche über ihm standen, deren Vermögen und Macht größer waren wie die seinige, verließ ihn diese Gabe des feinen Gefühls des Angemessenen.

„Womit können wir die Ehre haben, einem so ausgezeichneten Kavalier zu dienen?" fragte Chéval.

„Meine Herren," entgegnete Bonvoisin, indem er mit den beiden Agenten Platz nahm, „ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen. Erweisen Sie mir die Güte und erleichtern Sie mir an einem so wichtigen Tage wie der heutige, die Kürze unserer Unterredung durch Verzichtleistung auf alle und jede Förmlichkeiten und übelangebrachten Vorsichten. Sie wissen, meine Herren, was jetzt im Ministerium vorgeht, welche Maßregeln --"

„Sagen Sie Staatsstreiche," schrie Michel in seine gewohnte Rolle fallend, „Niederträchtigkeiten!"

„Man will das Volk seiner Freiheiten berauben?" ergänzte Chéval.

„Nieder mit diesen s— Ministern!"

„Meine Herren," fuhr Bonvoisin lächelnd fort, „ich zweifle keinen Augenblick an Ihrem Patriotismus, an der Aufrichtigkeit Ihrer Entrüstung; aber belieben Sie zu bemerken, daß ich auch Ihre Stellung kenne und daß Ihre Offenherzigkeit folglich keinen Zweck hat. Eben weil ich überzeugt bin, daß Sie im Herzen denken wie

Sie sprechen, obwohl Sie sind — was Sie sind, wende ich mich an Sie — denn könnte wohl ein Franzose ein Feind Frankreichs sein? sei er übrigens, was er sein wolle."

„Sacristie!" brüllte Michel, indem er seine Faust ballte, „nimmermehr!"

„Es handelt sich, meine Herren," fuhr Bonvoisin fort, „nur darum, uns zu verstehen. Sie wissen ohne Zweifel, daß ich weder arm, noch ein Filz bin, wie gewisse Leute, welche mir nicht vertrauen. Sie wissen auch vielleicht, daß ich Freunde habe, welche großen Einfluß besitzen. Ich frage Sie, ob Sie daher Lust und Vertrauen haben, um nach meiner Anweisung sich selbst einen großen Dienst zu leisten, indem Sie mir — ein kleines Vergnügen machen. Das Leben ist so langweilig in Paris, ich sehne mich nach etwas Neuem, nach einer Quintessenz des Vergnügens. Wenn ich Ihnen nun, meine Herren, eine Gelegenheit gebe sich ein außerordentliches Verdienst um die Regierung zu erwerben, durch eine Entdeckung, welche nicht wichtiger sein kann, werden Sie wohl so human gegen mich denken mir auch ein kleines Vergnügen als Lohn zu gönnen?"

„Wir stehen ganz zu Ihren Diensten mein Herr," sagte Michel, „belieben Sie uns nur zu sagen, was wir zu thun haben und wenn es nicht gegen die Nationalpflicht eines guten Bürgers ist, so werden wir Ihnen gerne dienen."

„Die Sache ist diese," entgegnete Bonvoisin, „wir werden heute Abend um 7 Uhr eine große Emeute haben. Um 4 Uhr Nachmittags schon werden sich die Häupter der Gesellschaft der Volksfreunde im Cafe Barberini Straße St. Honoré versammeln. Um 7 Uhr

wird ein großer Haufe Arbeiter an diesem Kaffeehause vorbeiziehen, wo um diese Zeit ein Tumult entstehen wird. Man wird von diesem Kaffeehause fortziehen, mit aufrührerischem Geschrei und in einem nahegelegenen Ort sich bewaffnen. Hierauf sollen die Tuillerien gestürmt werden. Ein Regiment der Garde ist mit dem Complott einverstanden. Ich überlasse es Ihrer Phantasie, sich alles Uebrige zu denken.“

„Die Sache ist mir unwahrscheinlich,“ sagte Chéval der Zweifler.

„Nach Belieben!“ sagte Bonvoisin ruhig fortfahrend, „ich bürge Ihnen dafür mit diesem Billet von 1000 Francs, welches ich mir Ihnen einzuhändigen erlaube, daß etwas an der Sache ist. Alles kommt übrigens auf die Umstände und Ihr Benehmen an. Ich sage Ihnen Alles dieß, damit Sie davon Nuzzen ziehen und so handeln können, wie man es von Ihnen zu erwarten hat.“

„Ich will verdammt sein,“ sagte Michel, der sich nicht gerne den Kopf zerbrach, „wenn ich begreife wie wir Ihnen bei dieser Sache dienen können!“

„Sie werden es hören,“ fuhr Bonvoisin fort, „ich vermuthe meine Herren, daß Ihnen gewisse gute Freunde auswärtiger Regierungen nicht bekannt sind und daß Sie dieselben aufzufinden wissen.“

Michel wagte es nicht zu antworten, sondern sah Chéval an. Dieser aber erwiederte zu seiner Verwunderung ganz ohne Rückhalt:

„In der That mein Herr, wir kennen diese Leute und wissen sie zu finden!“

„Nun,“ entgegnete Bonvoisin, ich halte dafür,

daß es diese Herren außerordentlich interessiren müßte, von diesem heutigen Vorhaben der Volksfreunde im Café Barberini unterrichtet zu sein.“

Michel platzte hier mit einem wiehernden Gelächter heraus.

„Ich vermuthe es auch,“ sagte er, „sie sind wie hungrige Raben, wenn hoher Schnee gefallen ist, sie werden Gott danken für diese Bescheerung. Ich kenne einige unter ihnen, welche sich in der bisherigen sterilen Zeit so unnütz machten, daß ihnen alle Zehen zu den Stiefeln herausgucken.“

„Nun denn,“ fragte Bonvoisin sehr ernsthaft, „würden Sie es nicht sehr angemessen finden, daß die Wachsamkeit der Pariser Polizei durch das Beispiel dieser Herren unterstützt würde?“

„In der That mein Herr, es wäre sehr vergnüglich — aber es ist kein Platz in dem kleinen Kaffeehause für so viele Gäste. Es sind ihrer 100 in Paris — bloß die Hauptagenten gerechnet. Da nun die Volksfreunde auch sehr zahlreich sich einfinden werden und das Kaffeehaus nur 100 Personen faßt, endlich noch andere Gäste da sein werden —“ wendete Chéval ein, ohne seinen Satz zu vollenden, indem er bloß die Achseln zuckte.

„Ich glaube Ihnen versprechen zu können,“ sagte Bonvoisin lächelnd, „daß alle diese Herren Platz finden werden.“

Michel sah Bonvoisin groß an und als er bemerkte, daß Bonvoisin lächelte, fing er ausgelassen zu lachen an.

„Es ist närrisch," sagte er, „ich ahne wo es hinaus will!"

„Ich vermuthe nun," fuhr Bonvoisin gravitätisch fort, „ich vermuthe, daß diese Herren der guten Sache einen großen Dienst erweisen würden, wenn sie es durch ihre gewohnten Provocationen dahin brächten, daß der Tumult um ein Paar Stunden früher zum Ausbruch käme. Es würde diesen Herren gewiß sehr gedient sein, wenn jeder Einzelne von Ihnen der betreffenden hohen Gesandtschaft ausweisen könnte, wie er durch seine Weisheit die Polizei in den Stand gesetzt habe, sich der Meuterer zu bemächtigen, ehe der verheißene und verabredete Beistand ihnen geleistet würde."

„Es ist göttlich, sage ich Dir Charles," schrie Michel zu diesem gewendet, „Gott segne den Witz dieses braven Herren, er ist ein Genie!"

„Ich danke für Ihre gute Meinung," nahm Bonvoisin wieder das Wort, „doch hören Sie mich zu Ende. Ich denke, es müßte überaus zweckdienlich sein, diese Herren einzeln — wie durch einen Zufall — in Kenntniß von dem Complott zu setzen und ihrem Verstande nahe zu legen, wie sie sich verhalten müssen. Es fragt sich nur, ob es möglich ist, sie alle im Laufe des Tages aufzufinden."

Charles Chéval beeilte sich, nach seiner Uhr zu sehen. „Wir haben 8 Stunden Zeit, es wird gehen!"

„Nun denn, so wünsche ich, daß Sie mir das Vergnügen machen könnten, ich werde wenn es Ihnen gelingt, die Ehre haben, Sie bei Ginni heute Abend 7 Uhr zu finden und Ihnen weitere 2000 Francs einzuhändigen. Es müßte schlimm kommen, übrigens, wenn

ich nicht im Stande sein sollte, Ihnen noch größere Dienste zu leisten."

„Mein Herr," sagte Chéval, indem er die Hand Bonvoisins ergriff, „empfangen Sie die Versicherung meiner außerordentlichen Hochachtung. Sie sind ein Mann von seltenem Geiste!"

„Wollte Gott," sagte Michel in gleich ehrerbietigem Tone, „unser Chef wäre Ihnen ähnlich — dieser traurige Schuft aber, versteht weder Abwechslung noch Witz in das Geschäft zu bringen. Meine Sache ist nur das dürre Verbrechen und die nackte Schandthat, wenn wir ihm dienen, so geschieht es nur, weil er ohne unsere treuen Dienste so allmächtig und ewig sein würde wie der Satan."

„Also wir verstehen uns meine Herren," sagte Bonvoisin indem er seinen Hut nahm, ohne auf die Reden Michels zu achten, „es ist nun nothwendig an unser Geschäft zu gehen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen ein fröhliches Gedeihen."

„Wir sind die Ihrigen," sagten die beiden Freunde, indem sie sich in jener gerührten und ehrerbietigen Stimmung entfernten, welche gewöhnlich der Empfang einer Wohlthat erzeugt, Bonvoisin dankte sehr artig und entfernte sich dann, während die beiden Agenten sich tief verneigend ihm nachblickten, in langsamen gemessenen aber ungezwungenen Schritten, welche anzeigten, daß er seiner Sache sicher sei.

„Ein Mordkerl!" sagte Michel zu Chéval, „unser Alter hat Recht, daß er ihn fürchtet wie den leibhaftigen Teufel."

„So jung?“ sagte Chéval, „es ist bewunderungswürdig.“

„Ach Bruder Chéval,“ klagte Michel, „was sind wir für elende Schlafmützen und Stümper gegen diesen Bonvoisin!“

„Hm,“ sagte Chéval, „es ist wahr, er hat Talent, aber mein Kind, ohne Geld würde er eben so ein armer Teufel sein, wie so manches Genie, welches wir auf die Galeeren gebracht haben.“

Während die Freunde sich noch auf diese Weise unterhielten, fing es allmählich an, im Kaffeehause lebendig zu werden. Die Unteragenten, die commis derselben, die gemeinen Mouchard's und ihre Fanghunde stellten sich allmählich ein. Man glaubte eine Versammlung von honnetten und wohlhabenden Männern aller Klassen zu sehen. Nur dem feinern Beobachter mußten die Physiognomieen dieser Leute und ihre erzwungene Unbefangenheit, ihre schielenden und lauernden Blicke auffallen. Aber die Meisten wußten ihr Geberdenspiel so zu beherrschen, daß man bei ihrem Anblick, nichts Arges denken konnte. Die beiden Agenten mischten sich nun plaudernd unter die Gesellschaft — sie hatten die große Kunst gelernt, sich schnell mit wenig Worten vollkommen verständlich zu machen. Allmählig verschwanden die Gäste, nachdem sie gefrühstückt hatten, wieder und nach einer halben Stunde waren alle Stühle leer und über hundert Beauftragte der Herren Michel und Chéval in allen Kaffehäusern von ganz Paris zerstreut. — Nach einigen Stunden waren bei zehntausend Menschen in Bewegung, um die Aufträge der beiden Agenten zu vollziehen.

Acht Stunden später fanden sich Michel und Chéval in Café Barberini ein. Ein furchtbarer Tabaksqualm zeigte den Einheimischen sogleich beim Eintritte an, daß die Mehrzahl der Gäste hier aus Leuten bestand, welche theils Fremde waren, theils fremde Gewohnheiten angenommen hatten. In diesem Dampfe konnte man kaum auf 4 Schritte sehen. Die allgemeine Unterhaltung war sehr lärmend, man verstand sein eignes Wort nicht.

„Eine feine Gesellschaft," sagte Michel sich fröhlich die Hände reibend, „eine exquisite Gesellschaft" — o ich bin sehr glücklich dieß zu erleben — so lange ich beim Amte bin, habe ich noch nie so viele und vollkommene Spitzbuben so dicht beisammen gesehen."

Chéval antwortete nicht, aber er spuckte vor Verachtung so oft und mit einem so auffallenden moralischen Ekel aus, daß sich ein Nebenstehender darüber aufhielt.

„Aber mein Herr" sagte er, „Sie scheinen den Speichelfluß zu haben."

Chéval setzte Michel hinzu, „nimm dich doch in Acht, du spuckst dem Kavalier ja auf seine Stiefeln."

„Pah — das schadet nichts," sagte Chéval grimmig, „wer heißt ihn sich so nahe zu mir setzen. Ich liebe die Nähe von Leuten nicht, welche ich nicht kenne."

Diese muthwillige Beleidigung wurde mit einem affektirten Aufbrausen hingenommen.

„Mein Herr, ich hoffe, daß Sie mich nicht beleidigen wollen," sagte der Beleidigte.

„Chéval antwortete nichts, sondern setzte sich mit Michel, der aus vollem Halse lachte, an einen andern

Tisch, wohin ihm der Beleidigte aus Gründen, welche er ohne Zweifel am Besten kannte, nicht zu folgen wagte. Ein Psycholog hätte darüber tiefsinnige Betrachtungen anstellen können, wie es geschah, daß sich Leute von demselben Metier und moralischen Werthe so tief verachten und so grimmig hassen konnten. Nicht minder mochte es ihn befremdet haben, daß der freche Beleidigte mitten in Paris, wo es zum guten Ton gehört, sich beleidigt zu finden und herauszufordern, sich so ganz ohne alle Erklärung und Abbitte habe zufrieden stellen können. Er mochte hieraus den Schluß ziehen, daß er es hier mit Leuten zu thun habe, welche ihr Ehrgefühl längst abgestreift und in einem Gewerbe voll Schande, voll Selbstherabwürdigung und Selbverachtung eine von der gewöhnlichen ganz abweichende Art zu fühlen und zu denken sich angeeignet haben. Allein es mußte gerade ein Psycholog sein, der diese Beobachtung machte — für den arglosen Zeugen dieser Versammlung war in dieser Gesellschaft nichts Eigenthümliches Gemeinsames bemerkbar. Das waren Leute aus allen Ständen und von allen Gewerben, Municipalbeamte, Gelehrte, Künstler, Advokaten, Handwerker, Alles durcheinander, Menschen der verschiedenartigsten Bildung, meistens gute Pariser, doch untermischt mit einigen Fremden, welche sich wenig bemerkbar machten, dagegen ganz fremdartig sich geberdeten.

„Der Anblick dieser Leute verursacht mir Uebelkeiten,“ sagte Chéval zu Michel, „ich hätte nie gedacht, daß so viele Franzosen unter diesen Schuften sind.“

„Das ist sehr natürlich“ erwiederte Chéval, „man traut den Fremden hier nicht. Es ist ein neuer In=

dustriezweig in Paris geworden, diese agents provocateurs, welche wir hier beisammen sahen, sind eine köstliche Erfindung. Ich freue mich königlich, diese Leute kennen sich untereinander nicht — es wird einen Hauptspaß geben — komm hier.etwas bei Seite, ich will Dir diejenigen zeigen, welche dir selbst noch unbekannt sind. Dort der Maun in den sammtenen Paletot ist Fortemain der berühmte Virtuos. Er genießt einen europäischen Ruf, macht überall Furore, ist doch eigentlich ein Mensch ohne alle hervorragende Kunsttalente. Sein Geigenspiel würde mancher aus dem Orchester unserer großen Oper übertreffen, aber seinen Succeß kann man nur erreichen, wenn man wie er ein abgefeimter Agent einer großen Macht ist. Dieser Mensch hat einen ganzen Koffer voll Empfehlungsbriefen an die bedeutendsten Personen immer bei sich, in seinem Stammbuch findest du die Namen der berühmtesten Zeitgenossen — man macht ihn als Künstler berühmt, um ihm überall Eingang zu verschaffen, ihn überall empfehlen zu können, ohne daß es auffallend gefunden wird. Der junge Mann, welcher mit ihm voll Respect spricht, ohne zu ahnen, daß er einen Kameraden vor sich hat, ist ein Mannheimer, ein teutscher Jude, Agent der *schen Regierung, Schriftsteller von Profession, Correspondent für die liberalsten teutschen Blätter, von welchen er sich noch dafür bezahlen läßt, daß er sie auf die unverschämteste Weise belügt und düpirt. — An jener Ecke dort beim Billard steht Mathieu Dübain, der Hauptagent der *schen Regierung, ein geborner Corse, unter Napoleon einer seiner vertrautesten Diener und schon damals in fremdem Solde, ein Erzschelm und wüthender Sep=

tembriseur dem Maule nach. Dort an der Thüre steht der polnische Flüchtling Tasinsky, welcher wegen einer Kapitalverschwörung, welche niemals bestanden, nach Sibirien geschafft worden sein soll — von dort durch ein Wunder entkam, um hier den Messias der revolutionären Parthei zu spielen — ein gemeiner Polizeiagent, der Alle, welche ihm vertrauen, verräth, um diejenigen, welche ihn bezahlen, aus einer Angst in die andere zu jagen. Hinter ihm spielt Millerhover — der Heros der ganzen Gesellschaft mit einem Ouvrier, der Niemand Anderes ist als unser Mouchard N. 346, der große Diebesfänger. Dieser Millerhover ist ein Teufelskerl — ein schrecklicher Flucher und Säufer und nichtswürdiger Heuchler. Ueberhaupt Bruder — diese Teutschen sind hier in Paris ganz merkwürdige Leute. Es giebt keinen Teutschen in Paris, der nicht Demagog, ein verfolgtes Opfer der Politik, ein zweiter Brutus wäre und doch sind sie zu drei Viertheilen: Agenten. Es kommt fast kein teutscher Schriftsteller nach Paris, der nicht seine Polizeidienste den Regierungen feil böte. Dieser Millerhover spielt wie du siehst den armen Teufel. Sein Rock ist geflickt und voll Löcher, seine Stiefeln sind ohne Sohlen und er lebt wie ein Cyniker. Er verkehrt nur mit der untersten Klasse der Gesellschaft und doch wenn Einer allwissend ist in Paris, so ist er es. Dieser Mensch erträgt Hunger und Kälte, Verachtung und Ungemach aller Art, er läßt sich wegen Schulden verklagen, von den Wirthsleuten herauswerfen, um nur den Schein der Armuth zu retten, welche ihm Vertrauen erwirbt. Er hat Legitimationspapiere, welche ihn als einen politischer Verbrechen überwiesenen abge-

straften Demagogen erkennen lassen und er hat unsere Polizei gegen 3 Jahre hinters Licht geführt. Da man nicht begreifen konnte, wie er in dem Augenblicke, wo man ihn verloren glaubte, immer Bürgen fand, so beauftragte man mich ihm nachzuspüren. Er hat bei einem hiesigen Banquier Kredit beinah auf 10000 Francs, welche alle Vierteljahre erschöpft werden. Ich muß gestehen, daß mir dieser Mensch Achtung einflößt. Es gehört viele Seelenstärke dazu, alle Annehmlichkeiten des Lebens zu entbehren, um doch nichts zu sein als ein miserabler Schuft. Es scheint dieß ein Character zu sein, der Teutschland ganz eigenthümlich ist. Es soll mich wundern, wenn dieser Erzgauner nicht heute seine Hauptrolle spielte. Ich habe mich überzeugt, daß er so denkt wie er spricht. Gieb wohl Acht auf ihn. Es wird mich noch auf meinem Sterbebett ergötzen, diesen Hauptschelm aufs Eis geführt zu haben."

Während Michel sich auf diese Weise mit Chéval unterhielt, trat einer seiner Collegen, welcher ihn kannte, heran und sagte mit feierlicher Geheimthuerei leise zu ihm:

„Herr Michel, wissen Sie wohl, was hier vorgeht?"

Michel stellte sich erstaunt, überrascht. „Mein Gott, doch kein Complott, wovon ich nichts wüßte!"

„Nichts Anderes," sagte der Agent erbleichend, „es sind lauter wüthende Septembriseurs, wahre Bluthunde hier beisammen. Der Teufel hat mich heute geritten, mich einem Commissär in den Weg zu führen, der mich beauftragte, hier zu hetzen, um die gelegte Mine

früher zum Platzen zu bringen, als es berechnet ist. Diese Kerls haben verzweifelt entschlossene Physiognomien."

„Satan!" sagte Michel, „daß ich so etwas nicht wußte! Was kann Ihnen geschehen, wenn sie mit den Wölfen heulen — Sie werden glänzend belohnt werden und das Schlimmste, was Ihnen begegnen kann, ist, daß man Sie arretirt — dann sind sie geborgen — aber mir entgeht eine so schöne Gelegenheit einen großen Dienst zu erweisen."

„Also meinen Sie, daß keine Gefahr dabei ist für mich, Herr Michel? Ich habe nur einen Kopf und so wenig er werth ist, will ich ihn doch um keinen Preis aufs Spiel setzen, diese Leute scheinen sehr geneigt, unser Einen den Schädel einzuschlagen."

„Das scheint mir auch, Herr Dülochet — Sie müssen eben, um allen Argwohn von sich abzulenken, tüchtig auf die Regierung losziehen und Alle überschreien."

„Mein Gott," sagte Dülochet, „ich zittere aber wie Espenlaub — ich werde ohnmächtig werden vor Angst!"

In der That spielte der arme Teufel alle Farben. Es hatten sich bereits Gruppen gebildet und ein lebhaftes Gemurmel zeigte an, daß man sich über die Ereignisse des Tages unterhalte, Michel aber faßte den Zagenden mit freundlicher Theilnahme am Arme und sagte mit vieler Rührung zu ihm:

„Muth mein Freund — Ihre Pflicht ruft Sie, versäumen Sie keinen Augenblick, sonst könnte Ihre Furcht Sie verrathen, Muth — und der Himmel wird Ihnen Kraft verleihen."

In diesem Augenblick erscholl plötzlich die donnernde Baßstimme Millerhovers:

Schach dem König!

Dieser Ausruf schien das Signal zum Ausbruch eines allgemeinen Aufruhrs zu sein. Wie auf ein Kommandowort wiederhallte es aus allen Kehlen unter allgemeinem Jubel und wildem Gelächter:

„Ja, Schach dem König."

Dülochet, der eine verzweifelte Anstrengung machen mußte, um laut genug in diesen Ausruf einzustimmen, schrie so laut, daß er Alle überschrie und alle Blicke sich auf ihn richteten; Millerhover aber ergriff das Schachbrett mit allen Figuren, warf es wüthend zur Erde, und wiederholte sein donnnerndes: Schach dem König.

„Alle Teufel," sagte der vorsichtige Chéval zu Michel, „das geht hitzig her — bist du auch gewiß alle hier anwesenden Leute zu kennen?"

„Ich sage dir Bruder nichts als Agenten — der Wirth und die Marqueure ausgenommen. Es ist keiner unter ihnen, der nicht für dieses Schach dem König einen Taglohn von mindestens vier Francs erhielte. Bruder ich schwöre dir, dieser Bonvoisin ist ein Gott — der Gedanke ist ein Königreich werth und ich hoffe, es wird demnächst eines erledigt werden."

„Der Teufel hole das Schachspiel", schrie Millerhover so laut, daß alle Anwesenden jedes Wort hören konnten, „mir geht es in dem Kopf herum wie ein Mühlrad — ich kann diese verfluchten Ordonanzen nicht vergessen. Wie? Frankreich, die Freiheit ist in Gefahr und wir sitzen hier und spielen Schach? — wahrlich wir verdienen wie Hunde geprügelt zu werden!"

„Bei Gott, der Mann hat Recht," sagte Fortemain zu Dubain, „man tritt die Charte mit Füßen, man beraubt das Volk der Rechte, die es mit Strömen von Bürgerblut bezahlt hat. Der arme Mann dort scheint mir ein braver Franzose."

Und mit vieler Herablassung zu dem Gauner hintretend, legte er vertraulich die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Mein Herr, Sie sind mein Freund, ich bezeuge Ihnen meine Hochachtung. Wollte Gott, in den Adern jedes Franzosen flösse so edles Blut wie das Ihrige."

„Sie irren'" sagte Millerhover, „ich bin kein Franzose. Das unglückliche Teutschland ist mein Vaterland, ich bin daraus verbannt, ich glaubte hier bei einer Nation, welche Freiheit genießt, ein Asyl zu finden, aber ich sehe, ich habe mich geirrt, die Tyrannei der europäischen Despoten sucht auch das einzige Volk zu knechten, welches seine Fesseln zu brechen wagte."

Während Millerhover so die Theilnahme der Anwesenden zu gewinnen suchte, drängte sich Tasinsky weinend und wehklagend hervor.

„An mein Herz, Bruder Leidensgefährte, auch ich bin ein Opfer der europäischen Despotie, auch ich bin ein Verbannter, ein Sohn des unglücklichen Polenlandes. Ich habe unter Kosciuskos heiligen Schaaren gestritten — hier diese Narbe ist ein Andenken an den letzten Kampf meines Vaterlandes für seine Ehre und Freiheit."

Alles drängte sich um die beiden unglücklichen Märtyrer, welche sich umschlungen hielten. Wären nicht alle Anwesenden von panischer Furcht verblendet gewesen und hät-

ten sie nicht in den Andern Stimmungen vorausgesetzt, welche sie nur mit Mühe erheuchelten, so würde diese Scene den gewünschten Eindruck schwerlich bewirkt haben. Allein die Angst beherrschte die Gemüther der ganzen Versammlung so vollkommen, daß sie sämmtlich das Aussehen von Menschen gewannen, welche im höchsten Grade exaltirt und durch Verabredung zu einem verzweifelten Unternehmen versammelt sind. Es entstand allmählig ein furchtbares Getöse. Man besprach jede Maßregel der Regierung, zog alle Minister durch die Hechel, fluchte auf die Polizei: und einer suchte es dem Anderen in revolutionären Phrasen nnd Exklamationen zuvor zu thun. Vergebens bat der Gastwirth die Gesellschaft um Mäßigung und Ruhe, vergebens bemühten sich Michel und Chéval, die Gemüther zu beschwichtigen, alle Leidenschaften schienen sich zu entzügeln und die Stimmkraft Millerhovers nöthigte die Andern zu solchen Anstrengungen, um sich vernehmbar zu machen, daß man sich bald unter Rasenden wähnte, welche im nächsten Augenblicke zu blutigen Thaten schreiten würden. Als der Lärm so weit gediehen war, stieg Millerhover auf das Billard und hielt an die Anwesenden folgende Anrede;

Franzosen! Man raubt euch Ehre und Freiheit. Was ihr durch den Sturm der Bastille, durch eure Volkskraft, durch schreckliche Blutgerichte, durch eure Heldenthaten auf den Schlachtfeldern Italiens und Teutschlands errungen, was ihr durch eure großen welterleuchteten Geister, durch eure Bayles, Voltaires, Rousseaus auf dem Felde des Gedankens erstritten, alle jene heiligen Rechte, welche euch die alliirten Besieger des

unglücklichen Prometheus Napoleon verbürgt, man will sie euch nehmen. Man will euch einen Maulkorb, man will euch Ketten und Bande anlegen, die Polizei bewacht eure Gedanken selbst und wer weiß, indem ich so zu euch spreche, ob nicht ein Verräther unter uns weilt und sein Basiliskenauge auf mich richtet."

Der Zufall wollte, daß der Redner bei diesen letzten Worten den unglücklichen Dülochet, welcher vor Zittern kaum stehen konnte, ansah und dadurch dessen Todesangst bis zum Wahnsinn steigerte. Er hielt sich für verrathen und glaubte schon den schrecklichen Ruf à la lanterne zu hören. Nur eine verzweifelte Demonstration, meinte er, könne ihn retten — die Tollheit gab ihm Kraft sie auszuführen. Mit einem Satze schwang er sich auf das Billard, bleich mit entstellten vibrirenden Gesichtszügen, convulsivisch gestikulirend, sah er aus wie Einer, der toll geworden ist.

„Franzosen", kreischte er Millerhover unterbrechend, „wollt ihr euch diese Schmach gefallen lassen. Wollt ihr blos wehklagen oder wollt ihr euch wehren? Wollt ihr Minister haben, welche Frankreich verrathen? Nieder mit der Regierung, nieder mit den Ministern! Nieder mit der Polizei, nieder mit allen — Verräthern!"

Diese Ausrufungen fanden ein hundertstimmiges Echo. Keiner der Anwesenden wagte es zu schweigen und sich dem Verdachte auszusetzen. Mit Entsetzen sahen sie das drohende Geberdenspiel des furchtbaren Dülochet, welches ihnen Schlimmes zu weissagen schien. Millerhover aber betrachtete mit begeisterter Bewunde-

rung den scheinbar vor Wuth bebenden Dülochet, ergriff ihn bei der Hand und rief aus:

„Geist Dantons, also sehe ich dich wieder! Ja das ist der Geist, der Frankreich frei gemacht hat. Diese vor Wuth verzerrten Züge, sie sind das Bild dessen, was wir sein sollen. Aber Bürger Danton, es handelt sich nicht blos darum, daß wir nach Freiheit schreien, sondern wir müssen handeln, wir müssen mit unsern Leibern die Freiheit decken, wir müssen handeln!"

„Ja wir müssen handeln", wiederholten alle Stimmen der Agenten.

Demungeachtet blieb es vor der Hand bei Worten. Millerhover improvisirte nämlich eine große politische Rede, worin er die Grundsätze der Republik des Langen und Breiten erörterte und welche er mit aufrührerischen Ausrufen ausschmückte. So verging unter Geschrei und Beifall eine Stunde, während welcher Dülochet auf dem Billard eine peinliche Rolle spielte. Er konnte seinen Posten nicht verlassen, ohne sich ein Dementi zu geben und sah sich daher, indeß er Blut schwitzte, gezwungen, die unwillkommene Rede in der Art eines Hanswursts mit leidenschaftlichen Geberden und unartikulirten Lauten zu begleiten. Es fehlte ihm nämlich die Gabe der Beredtsamkeit so völlig, daß er außer zwei Sätzen nichts hervorzubringen vermochte. Zu spät bereuete er seine Tollkühnheit, aber von dem grünen Gefängniß des Billards war kein Entrinnen. Rings umher standen in geschlossenen Reihen die Verschworenen mit grimmen Blicken, welche ihm Entsetzen einjagten, denn die Angst hielt sie beisammen und Einige, welche an die voraussichlich bald eintretende

Hilfe der Soldaten des Königs rechneten, widersetzten sich förmlich den Fluchtversuchen Dülochets unter dem Vorwande, ihn noch mehr sprechen hören zu wollen. Die fünfte Stunde war bereits vorübergegangen, ohne daß sich die Verschwornen zu einer Unternehmung vereinigt hätten. Es wollte nicht zu einem Tumulte kommen, der Anlaß geben konnte zum Einschreiten der bewaffneten Macht. Millerhover und Dülochet gestanden sich gleichzeitig, daß sie, um sich aus ihrer peinlichen Lage zu befreien, es weiter treiben mußten. Ihr Geschrei, ihre Reden hatten kaum einige Neugierige vor dem Kaffeehause versammelt. Eben so dachten die übrigen Agenten, welche die beiden Aufwiegler auf dem Billard instinktmäßig gefangen hielten. Als daher die sechste Stunde unter fruchtlosen Reden vorübergegangen war, ergriff Millerhover die große Billardlampe, riß sie vom Plafond und zertrümmerte sie mit den Worten:

„So Franzosen müßt ihr die Macht der Tyrannen zerschmettern!“

Dülochet sah nun mit Schrecken, daß es früher zu Thätigkeiten kommen würde, ehe man sich der blutdürstigen Ungeheuer, welche sich hier versammelt hatten, würde bemächtigen können. Von den Trümmern der Lampe zum Theil schwer getroffen, ergriff er um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, ein Bruchstück der Lampe und schleuderte es mit dem Ausruf:

„Fluch den Ordonanzen, nieder mit dem König!“

in einem nahe stehenden kolossalen Trümeauxspiegel, der umstürzend eine ungeheure Verwirrung unter den dicht aneinander stehenden Agenten hervorbrachte. In

dem Gedränge, welches nun von den furchtbarsten Flüchen, Drohungen und Aufhetzungsgeschrei begleitet, entstand, wurden in wenig Minuten alle Stühle und Tische umgerissen, zu Boden getreten; der furchtbare Lärm brüllte durch die zerschlagenen Fenster hinaus auf die Straße, wo sich nun in wenig Minuten ein ungeheurer Volkshaufen versammelte. Der Ruf: „eine Emeute!" wälzte sich mit den wogenden Volksmassen bald durch ganz Paris, denn unaufhörlich hörte man aus dem Kaffeehause schreien, „nieder mit dem König, nieder mit den Ministern!" Auf der Straße fand dieses Geschrei in dem unzufriedenen Volke bald ein tausendstimmiges Echo — der Aufruhr war im besten Beginnen. Es war nun Dülochet gelungen, sich von tem Billard herab unter die Menge zu stürzen. Der Zw:ck der agents provocateurs war erreicht, aber die Folgen machten sie zittern. Jedem von ihnen bangte, daß er erkannt werde und um für alle Fälle vorbereitet zu sein, ergriffen sie Trümmer der zerschlagenen Stühle und erschienen nun grimmig bewaffnet vor dem sie anstaunenden Volk, welches in ihnen die entschlossenen Wagehälse erblickte, welche das Vaterland befreien sollten. Als man sie so aus dem Kaffeehause hervorstürzen sah wie wüthende Löwen, erscholl ein freudiger Ausruf der Bewunderung.

„Es leben die Patrioten, die Männer des Volks, die Retter des Vaterlandes!" So begrüßte der bethörte Haufe die Agenten, welche in der That an nichts dachten, als so schnell als thunlich die Flucht zu ergreifen. Aber von allen Seiten gedrängt und umrungen fanden sie auf keine Weise einen Ausweg. In dieser Noth wußten sie sich keinen Rath als ihre Rolle fortzuspielen;

denn merkwürdiger Weise ließ sich die ersehnte Gewalt mit keinem Auge erblicken. Der Tumult wuchs von Minute zu Minute, alle Straßen der Umgegend, alle Läden, alle öffentlichen Büreaus und Tabagieen waren geschlossen, die Polizeigewalt hatte nicht mehr den Muth zu Arreturen zu schreiten. Endlich erschien eine Abtheilung der Linie und brach sich durch den Haufen Bahn. Aber das Volk schützte die Agenten und nur mit Mühe gelang es dem Militair sich der wüthensten Schreier — Millerhover und Dülochet zu bemächtgen.

Michel, Chéval und Bonvoisin hatten sich, ehe es noch so weit kam, hinweggeschlichen. Von einem Fenster des benachbarten Cafe Ginni, welches sich im ersten Stockwerke befand, beobachteten sie mit unbeschreiblichem Vergnügen, die Fortschritte der Emeute. Sie hatten ihre Schuldigkeit streng und pünktlich gethan, avertirt von einer bevorstehenden Versammlung Revolutionärer hatten sie der Behörde hiervon Anzeige gemacht, die agents provocateurs wurden in Bewegung gesetzt, um die Aufwiegler dahin zu bringen, sich vor der Zeit zu verrathen — sie hatten sich keinen Vorwurf zu machen und hatten Ansprüche auf große Belohnungen. Je größer die Gefahr für die Regierung wurde, je dankbarer mußte sie sich gegen seinen Diener erweisen. So ungefähr dachte jeder der agents provocateurs — keiner war unter ihnen, der nicht seiner Zeit zu sagen gesonnen war, „ich habe die Regierung gerettet" und keiner — ausgenommen das fröhliche Kleeblatt bei Ginni — hatte eine Ahnung davon, daß nur der Diensteifer, die Feigheit und Eigensucht dieser Agenten

selbst, das Feuer angefacht hatten, welches alle Gemüther von Paris und ganz Frankreich ergreifen sollte.

Bonvoisin mäßigte die hellauflodernde Schadenfreude seiner beiden Freunde in etwas.

„Meine Herren," sagte er, „dieses Lustspiel kann noch eine gefährliche Wendung nehmen. Ich bin sehr befriedigt zu sehen, welche Lust es Ihnen macht, diesen Extrakt von ehrlichen Leuten aus ganz Europa in solchem loyalen Diensteifer zu erblicken. Wahrlich man sollte glauben, jeder dieser braven Männer sei ein Brutus — kein Schauspieler vermöchte die Wuth rasender Republikaner so trefflich zu geben. Aber wenn die Ouvriers, welche jetzt schon da sein sollten, noch länger ausbleiben, so wird man heute Abend im Polizeigefängnisse die lustige Entdeckung machen, daß man nur treuergebene und für ihre Rolle bezahlte Agenten in Ketten und Bande gelegt hat. Es könnte dann kommen, daß man undankbar für so treu geleistete Dienste wäre. Ich denke es wäre ein gutes Mittel diese Ouvriers herbei zu bringen, wenn ein Agent sich eilends in die nahe Fabrik des Herrn von Lemojac begäbe, um die Herren Arbeiter freundlichst zu ersuchen, der lieben Ruhe wegen, heute einen andern Weg zu wählen, als den gewöhnlichen, der hier vorbeiführt. Dieser Agent würde sich hierdurch ein großes Verdienst um die Regierung erwerben, denn obwohl tausend gegen eins zu wetten ist, daß die Herren Ouvriers dieser Aufforderung auf umgekehrte Weise entsprechen werden, so hätte man doch die Sorge für das Wohl der Regierung auf die zartsinnigste Weise bethätigt."

„Diesen Auftrag nehme ich auf mich," sagte

Michel, indem er applaudirte, das ist ein herrlicher Gedanke. Mein Herr, wie beschämen Sie uns! Wir die wir von Profession Leute von Witz sein sollten, erkennen in Ihnen unsern Herrn und Meister."

Mit drei Sätzen war Michel die Treppe herunter und drängte sich mit fürchterlichen Stößen durch das Volk. Er kannte seine Pariser. Neugier, Eitelkeit, Prahlsucht und der Wunsch für einen Mann zu gelten der seine Regierung nicht über sein Urtheil erhaben glaubt, versammelte leicht große Massen von diesem Volke, aber der beherzten Leute, welche diese Massen zum Handeln brachten, gab es immer nur wenig. Bonvoisin hatte ganz recht geurtheilt, der Haufe schrie und lärmte, aber ließ es, ohne thätlichen Widerstand zu leisten, geschehen, daß Millerhover und Düchlochet am Arme ergriffen und fortgeführt wurden. Nur die Unmöglichkeit Platz zu machen, das Hin- und Herdrängen des Haufens, jene gefährliche Verwicklung der Menge in sich selbst, welche bewirkt, daß sich alles auf einen Knäuel zusammendrängt und gegen einander drückt, nöthigte das Militair zu sehr langsamen Schritten, welche wieder zurück gemacht werden mußten, daher kam die Colonne nicht von der Stelle und es war schlechterdings unmöglich noch mehrere der Unruhstifter zu verhaften.

Während man sich noch so balgte und um Raum kämpfte, erscholl aber plötzlich ein weit hinschallendes Hurrahgeschrei. Die Ouvriers waren angekommen auf dem Schauplatz der Begebenheiten. Ein Haufe von zweihundert kräftigen Leuten in blauen Blousen mit von der Maschienenarbeit geschwärzten Händen und Gesichtern durchbrach im Sturmschritt den müßigen Pö-

belhaufen. Diese Leute hatten vor dem Militair voraus, daß sie keine Höflichkeit, keine Rücksichten anzuwenden brauchen. Man machte den Leuten gern Platz, und wer von ihnen nieder gerannt wurde, hatte nur Anspruch darauf zu machen ausgelacht zu werden.

„Platz vor braven Leuten, welche für uns arbeiten!" ertönten mehrere Stimmen.

„Es sind Bursche, welche ein Herz im Leibe haben!" sagten Andere.

„Laßt sie heran — Sie wissen mit den Bajonettpuppen umzugehen!"

Es war ein herrliches Moment zu sehen wie Tausende mit einer gewissen Ehrfurcht vor einer Handvoll Leute zurückwichen, welche im Rufe der Entschlossenheit standen. In keilförmiger Ordnung — wie eine römische Phalanx, in unaufhaltsamen, Alles vor sich niederwerfenden und bei Seite drängenden Schritten, die Marseillaise singend, näherten sie sich der Compagnie Soldaten, welche die beiden Agenten in die Mitte genommen hatte. Alles verstummte für einen Augenblick, um die geliebten Töne zu vernehmen, welche die Franzosen so oft zum Siege geführt hatten. Das Militair, in der Fronte und im Rücken bedroht, schwankte umschlüssig hin und her. Bald standen die gefürchteten Ouvriers ihnen gegenüber.

„He — was giebts da — wer sind die Leute, welche man arretirt," fragten mehrere Ouvriers zu gleicher Zeit.

„Es sind brave Bürger," antwortete man ihnen,

„welche sich erlaubt haben etwas laut über unsere braven Minister zu sprechen.“

„Es sind gute Franzosen,“ sagte ein Anderer, „welche nicht wollen, daß man ihnen einen Maulkorb anhängt.“

„Es sind Freunde des Volks!“ schrieen noch Andere, „welche es kränkt, daß man uns alle Freiheiten nimmt.“

„Die Charte ist verletzt, wir haben wohl Ursache uns zu beklagen,“ bemerkte ein Arbeiter.

„Nichts — nichts — es sind nur Leute, welchen das Herz zu voll war!“

„So lasse man sie frei!“ brüllten die Arbeiter.

„Der kommandirende Offizier beantwortete die Aufforderung damit, daß er die Bajonette fällen und gegen die Meuterer vordringen ließ. Aber diese Soldaten, welche sich von allen Seiten umringt sahen und welche den gemachten Fang, nicht für so erheblich halten mochten, um für denselben ihr Leben in Gefahr zu setzen, ließen sich, ohne Widerstand zu leisten, die Musketen entreißen, öffneten ihre Reihen und in wenig Augenblicken waren unter mörderischem Geschrei die Gefangenen wieder befreit. Die beiden Agenten waren durch diese unwillkommene Befreiung wenig erbaut, allein es war ihnen unmöglich den Befreiern zu entrinnen. Man umringte, man liebkoste, man bewunderte sie — die Zärtlichkeit des Volkes wollte kein Ende nehmen, trotz aller Protestationen nahmen sie die Ouvriers in ihre Mitte, indem sie mit hundert Stimmen ausriefen!

„Nieder mit den Ministern — nieder mit dem König!"

Aus der Komödie war furchtbarer Ernst geworden. Aber es schien, als wäre dieses Aufruhrgeschrei auch das Ende des Aufruhrs —

„Man zerstreuet sich!" sagte Michel mit Bedauern, „diese Leute haben kein Blut im Leibe."

„Warten Sie ab mein Freund," sagte Bonvoisin, „sie haben mehr als Blut — sie haben Geld in der Tasche!"

Die Nacht brach herein und noch folgten Bonvoisin, Michel und Chéval, welche das Kaffeehaus verlassen hatten, den Hauptgruppen der Arbeiter. Sie hatten bereits mit den von ihnen gefeierten Helden des Tages die Runde gemacht durch alle jene Restaurationen, wo sich ihres Gleichen zu versammeln pflegte. Es war viel getrunken worden und Dülochet und Millerhover waren betrunken gemacht worden, daß sie kaum stehen konnten. Allmählig zogen die Anführer der offenbar wohl organisirten Aufrührerbande ihre Bundesgenossen an sich und rekrutirten noch viele Andere, welche theils sich belustigen wollten, theils von Leidenschaften angetrieben wurden sich den Exzedenten anzuschließen. Alles geschah mit einer großen Umsicht und Besonnenheit, obgleich nur Trunkenbolde und Rasende versammelt zu sein schienen. Eine unsichtbare Hand schien diese regellosen Haufen zu leiten.

„Diese Pariser Ouvriers," sagte Bonvoisin, „sind geborne Krieger. Bemerken Sie nur, mit welcher Umsicht sie verfahren, wie alle ihre Unternehmungen sehr gut

berechnet sind. Man überließ sich drei Stunden sorglosen Zechgelagen, um dem Gerüchte von der Emeute Zeit zu lassen, sich über ganz Paris zu verbreiten. Man berechnete, daß diese Zeit erforderlich sein würde, um alle entschlossenen Leute in Paris auf dem Schauplatz der Begebenheiten zu versammeln."

„Ah," sagte Michel, indem er Bonvoisin ins Gesicht lachte, „Ihr Wort in Ehren, aber mir, Herr Bonvoisin, können Sie nicht aufbinden, daß diese Leute mehr als Grütze in ihren Köpfen haben — diese Menschen handeln nach einer Ordre!"

„Wenn das ist," erwiederte Bonvoisin, „so wäre ich in der That neugierig, den Mann kennen zu lernen, der die Bewegung leitet."

„Ja," sagte Michel, „er ist ein Erzschelm — ein ganzer Kerl, bei Gott!" Bei diesen Worten drückte der Agent mit Wärme die Hand Bonvoisins.

Chéval sagte nichts, aber er betrachtete Bonvoisin mit stummer Ehrfurcht und sein Herz hüpfte vor innerlicher Freude.

Der Haufe, welcher in seiner Mitte die Agenten Millerhover und Dülochet hatte, wuchs immer mehr an und begab sich unter fröhlichen Gesängen und Exklamationen auf den Schauplatz des ersten Auflaufs. Man konnte leicht bemerken, daß die Ouvriers Waffen unter ihren Blousen verborgen hatten. Es waren über 1000 Mann schlagfertiger von Wein begeisterte Leute, welche wie's schien, wohlgemuth an eine Arbeit gingen. Der Platz vor dem Kaffeehaus war mittlerweile von ei-

ner starken Truppenabtheilung mit scharfen Gewehren besetzt worden.

Unermeßliche Volkshaufen, welche nicht bloß Neugierde versammelt hatte, wogten in den Straßen auf und nieder. Die starken Patrouillen waren abgesperrt von der Truppenabtheilung — alle Communikation war unterbrochen. Als die Ouvriers die Truppen gewahrten, erhoben sie ein furchtbares Geschrei. „Da sind sie, da sind sie, jagt sie zum Teufel, steinigt sie!"

„Man will dem Volke mit Kugeln die Mäuler stopfen — schlagt sie todt!"

„Nieder mit den Ministern — nieder mit den Bourbons!"

„Es lebe die Republik!"

Bei dem letzten Ausruf wurden Dülochet und Millerhover von einem handfesten Handwerker ergriffen und auf ihre Schultern gehoben.

„Seht hier die braven Freunde des Volks, man wollte sie ins Gefängniß werfen!"

„Man will die Bastille wieder aufbauen, und Jeden einsperren, der von der Leber weg seine Meinung sagt."

„Es lebe die Republik!" lallte Millerhover mit beiden Händen fechtend.

Plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen, fiel ein furchtbarer Steinhagel unter die Truppen. Viele stürzten schwer getroffen zusammen, aber im nächsten Augenblick krachten zweihundert Musketen, von welchen ein

Drittheil scharf geladen war. Millerhover und Dülochet, die mehr tod als lebendig waren, und denen nur der Rausch Haltung gewährte, wurden zuerst leicht verwundet.

„Ins Teufels Namen, ihr guten Leute," schrie Millerhover, „laßt mich herab, ihr macht uns ja zur Zielscheibe dieser verteufelten Schießprügel." Dülochet zappelte mit Händen und Füßen und schrie als ob er am Spieß steckte. Aber die Arbeiter, von welchen nur wenige leicht verwundet waren, da das Militär das Volk schonte, hielten sie nur desto fester.

„Laßt es gut sein, ihr braven Leute," trösteten sie ihre Opfer höhnisch, „ihr seid unsere Standarte — das Volk muß euch sehen — ihr führt uns in den Kampf!"

Und nun krachten ungefähr sechzig Büchsen aus den Reihen der Arbeiter, jeder Schuß wohlgezielt kostete dem Militär einen Mann.

„Hölle und Teufel," schrie Millerhover, „wollt ihr uns umbringen, laßt uns herab, der Teufel mache euch eine Standarte!"

Während dieß geschah, hatte Bonvoisin mit seinen Freunden wieder seinen Observationsposten im Café Ginni eingenommen. Das Schauspiel, welches sich ihnen von den Fenstern desselben darbot, war großartig, der ganze Platz war mit Menschen dicht gefüllt, die Laternen waren ausgelöscht und nur einige Pechfackeln und das Blitzen der Gewehrsalven erhellten die Scene auf eine schauerliche Weise. Die Gestalten Millerhovers und Dülochets ragten über diese zahllosen Köpfe hervor, ihre convulsivischen Bewegungen schienen die Ouvriers zum

Kampfe anzufeuern. Alle Blicke waren auf sie gerichtet, aber zu ihrem Unglück auch alle Flintenläufe der Musketiers. Jetzt brach aus deren geschlossenen Reihen eine furchtbare Salve los und die beiden Unglücklichen — von mehreren Kugeln getroffen, warfen ihre durchbohrten Oberkörper auf die Schultern ihrer Träger zurück. —

„Sacristie," rief Michel aus, „die sind gut bezahlt, der Teufel soll mich holen, wenn man es nicht darauf angelegt hat."

Als die Menge diese gefeierten Helden fallen sah, wurde ihre Wuth unbändig. Man brachte Stangen, Prügel, zerbrochene Wagen, ausgehobene Thüren und Fensterstöcke herbei, das Pflaster wurde aufgerissen, die Häuser wurden erbrochen und nun begann aus deren Fenstern und Thoren ein furchtbarer Angriff mit Wurfgeschossen, wie sie der Zufall darbot. Die Arbeiter durchbrachen die Reihen des Militärs und in wenig Minuten war die Truppe niedergeworfen, zersprengt, geschlagen. Die Ouvriers bemächtigten sich der Waffen der Gefallenen und Gefangenen — die Julirevolution hatte begonnen.

Kämpfe anzufeuern. Alle Blicke waren auf sie gerichtet, aber zu ihrem Unglück auch alle Flintenläufe der Musketiers. Jetzt brach aus deren geschlossenen Reihen eine furchtbare Salve los und die beiden Unglücklichen — von zahllosen Kugeln getroffen, warfen ihre durchbohrten Oberkörper auf die Schultern ihrer Träger zurück.

„Sacristie," rief Michel aus, „die sind gut bezahlt, der Teufel soll mich holen, wenn man es nicht darauf angelegt hat!"

Als die Menge diese gefeierten Helden fallen sah, wurde ihre Wuth unbändig. Man brachte Stangen, Prügel, zerbrochene Wagen, ausgehobene Thüren und Fensterstöcke herbei, das Pflaster wurde aufgerissen, die Häuser wurden erbrochen und nun begann aus deren Fenstern und Thoren ein furchtbarer Angriff mit Wurfgeschossen, wie sie der Zufall darbot. Die Arbeiter durchbrachen die Reihen des Militärs und in wenig Minuten war die Truppe niedergeworfen, zersprengt, geschlagen. Die Ouvriers bemächtigten sich der Waffen der Gefallenen und Gefangenen — die Julirevolution hatte begonnen.

Zweites Buch.

Das Börsenspiel.

Banquier Herzfeld.

Während sich dieses in Paris zutrug, war Madame Bonvoisin in Wien mit Courierpferden eingetroffen. Eine Stunde nach ihrer Ankunft hatte sie eine Zusammenkunft mit Joel Herzfeld dem Banquier und österreichischen Edelmann. Dieser Mann war in den Kriegszeiten Lieferant der Armee gewesen, er hatte Freunde und Feinde mit Vorräthen versehen, unermeßliche Summen gewonnen, und war für dieses Verdienst durch Hilfe eines mächtigen Kavaliers, dem er von seinen Schulden geholfen, in den Freiherrnstand gehoben worden. Die ganze jüdische Welt in Wien sah in Herzfeld das Haupt eines großen Mannes. Er liebte es, seinen Tischfreunden und Verwandten zu erzählen, wie er mit zwei Silbergroschen und einem Bündel vor vierzig Jahren in Hamburg angekommen sei, um allmählig emporsteigend der große und berühmte Banquier Herzfeld zu werden. Man hörte ihm dann andächtig zu, bewunderte seine Seelengröße und kein junger Mann aus dem Geschlecht Israel hörte ihn an, ohne den Vorsatz zu fassen ihm ähnlich zu werden. Niemand wagte es zu denken, daß dergleichen außerordentliche Glückscarrieren weniger Fähigkeiten, als ein stich- und hiebfestes Gewissen, Verbindungen mit schlechten Menschen und eine unglückliche

Zeit zur Bedingung haben. Nur Einer in der Sippschaft des Barons ließ sich nicht von der Größe desselben verblenden, sein Neffe, den er, um seinen Sarkasmen auszuweichen, um ihm den Mund zu stopfen, mit Gnaden überschüttete. Dieser Neffe einer von jenen seltenen wackeren Juden, welche die Laster und Bosheiten ihres Geschlechts nicht minder hassen, als jene der Christen, ein Jude, welcher so viel Character besaß, um — so verächtlich ihm sein ausgeartetes Geschlecht vorkam — Jude zu bleiben, während sein Oheim längst sich hatte taufen lassen, dieser unbequeme Oppositionsgeist im Hause des Baron Herzfeld hatte einst folgendes Epigramm auf seinen Oheim und sein angebliches Verdienst gemacht:

O Herzfeld groß ist Dein Verdienst,
Doch der Verdienst nicht das Verdienst!

Dieser Baron Herzfeld war ein alter Bekannter und ehemaliger Courmacher der Marquise von Bonvoisin. Er hatte ihr sogar einen Theil seines Glücks zu verdanken und ward von der Marquise dafür mit der seltsamen Gunst beehrt, daß sie ihn bei jeder Gelegenheit zu betrügen suchte. Sie hatte ihm einen bedeutenden Theil ihres Vermögens anvertraut, aber nur, um von ihm durch List und Schmeichelei größere Vortheile zu erpressen, als sie von jedem anderen Banquier erlangt haben würde. Um dieses Wunder zu begreifen, muß man aber wissen, daß sie mit ihrer Schmeichelei immer auf die geschickteste Weise irgend eine gefährliche Drohung zu verbinden wußte. Sie kannte Herzfelds Schliche so genau, sie durchschaute seine finanziellen Operationen so vollkommen, daß sie ihm immer irgend

einen Querstrich androhen konnte, besonders da sie fast nicht minder reich war, wie Herzfeld selbst und oft mit Leichtigkeit seine Speculationen durchkreuzen konnte. Herzfeld hatte daher solche Furcht vor dieser Frau, daß er, als man ihm meldete, die Marquise von Bonvoisin sei angekommen und begehre nach ihm, ausrief: „Gottes Tod, da werde ich wieder bluten müssen!“ Da er indessen die Erfahrung gemacht hatte, daß es nicht gut sei, seine zärtliche Freundin nachläßig zu behandeln, so stand er schon zehn Minuten nach erfolgter Einladung vor der Marquise.

„Ei sieh da meine süße Freundin!“ sagte der Jude tiefbekümmert mit heuchlerischer Zärtlichkeit, indem er sie ohne Umstände umarmte, „Verzeihung — dieses Glück, ich kann mich nicht halten, ach es ist so lange, daß ich Sie nicht gesehen habe. Mein Himmel, wie frisch Sie sind, Sie sind noch so munter wie mit 18 Jahren!“

Madame Bonvoisin erwiederte mit einer gewissen Herzlichkeit diese Höflichkeiten: „Nun und haben Sie sich etwa zu beklagen, Monsieur le Baron, sehen Sie nicht noch aus wie ein Stutzer, wie ein Springinsfeld? Wahrlich Ihre rothen Wangen beschämen manchen Jüngling und Ihre Elasticität ist so vollkommen, wie ihre männliche Kraftfülle. — Lassen Sie mich los, Sie Feuerbrand,“ setzte sie lächelnd hinzu, „es wird mir ganz warm — „böser Mann, dieser alte Sünder!“

Unter solchen Austausch von Scherzreden, Erkundigungen um Familienverhältnisse und dergleichen verstrich eine gute halbe Stunde und der Baron Herzfeld würde gerne die Unterhaltung noch mehrere Stunden

lang in dieser Weise fortgesetzt haben, wenn die Marquise derselben nicht ein Ende gemacht hätte.

„Lassen wir nun unsere Personen bei Seite, ich komme mein lieber Baron Ihnen große Geschäftsvortheile anzubieten.“

Herzfeld empfing diese Nachricht mit einer Miene von Glückseligkeit, welche ziemlich sauer war. Er wußte, daß solche Propositionen, wie sie die Marquise gewohnt war ihm mit großsprecherischen Verheißungen darzulegen, gewöhnlich mit bedeutenden Nachtheilen für ihn zu endigen pflegten. Er sagte daher mit einem Lächeln, welches nichts weniger als lieblich anzusehen war:

„Ach, meine liebste beste Marquise — ich hoffe doch nicht, daß sie mich wieder auf dieselbe Weise beglücken werden wie das letzte Mal? Ich habe bei diesen Vortheilen 100000 Francs in den Wind geschlagen.“

„Um eine halbe Million zu retten,“ fiel die Marquise ein, „Sie haben ganz Recht, ganz in derselben Weise will ich Sie heute beglücken, nur viel großartiger.“

„Großartiger,“ wehklagte der Baron, „Gottes Tod — noch großartiger, hilf Himmel, da bin ich ein ruinirter Mann!“

„Vertrauen Sie Ihrer Freundin,“ fuhr die Marquise ein wenig gereizt und betreten fort, „wir sind zu alte Freunde, als daß ich Ihnen Nachtheil wünschen sollte. Wenn Sie gerecht sein wollen, so müssen Sie gestehen, daß ich Sie vor ungeheuren Verlusten bewahrt habe, welche zu erleiden Sie in Gefahr standen. Können Sie leugnen, daß Sie bei dem letzten Geschäft einem noch größeren Verlust bloß durch meinen Beistand entgangen sind?“

„Nein, schöne Freundin, ich leugne es nicht, aber ich bitte ein klein wenig zu bedenken, daß nur Sie mich in diese Gefahr gestürzt haben.“

„Lassen wir diesen Streit,“ fuhr die Marquise mit beleidigtem Ernste fort, „wir wissen Beide, woran wir sind, wir verstehen Beide unseren Vortheil, lassen Sie uns zur Sache schreiten. Um gerade auf die Hauptsache los zu gehen: die französische Regierung ist in diesem Augenblick gestürzt!“

Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht den Banquier.

„Ich weiß, was Sie so entsetzt, mein Lieber, ich kenne Ihr Geschäft mit Bolo in Madrid und den Frères Fichon in Paris, Sie haben Einkäufe abgeschlossen, deren Effektuirung Ihnen innerhalb 14 Tagen einen Verlust von 1 Million Francs zuziehen muß, ein Verlust, der übrigens, wenn Sie Zeit versäumen, leicht sechsfach werden kann. Sie sehen, ich bin gut unterrichtet und zwar zu Ihrem Glück. Wenn ich Ihre Verbindungen auf hiesigem Platz nur auf eine gleich große Summe von Gefahr anschlage, so dürfte ihre Lage durch das Ereigniß in Paris leicht sehr übel werden.“

„Madame,“ schrie der Banquier außer sich, „Sie spaßen! Aber beim Himmel sehr zur Unzeit. Es ist unmöglich, von solchen Dingen mit dieser Ruhe zu sprechen.“

„Armer Mann, ich bedaure Sie,“ sagte Madame Bonvoisin mit der innigsten Schadenfreude, „ich bedaure Sie! Der Ertrinkende sucht sich an einen Strohhalm zu halten. Der Unglückliche zweifelt an seinem Unglück, bis es zu allen Thüren hereingebrochen, wollte Gott,

ich könnte, auf Ihre Wunde den Balsam der Versicherung legen, daß Alles nur ein Scherz gewesen sei."

Diese Bemerkung verletzte das Selbstgefühl des unermeßlich reichen Juden, sich wie Einen der am Rande des Unglücks steht, behandeln zu lassen, das konnte sein Hochmuth nicht ertragen. Er suchte daher seine Bestürzung etwas zu verbergen und eine Gleichgültigkeit zu affektiren, welche die Berechnungen seiner guten Freundin durchkreuzen sollte.

„Pah," sagte er, „wenn auch die Thatsache feststeht, die Sie mir sagen, so wird der Verlust für mich nicht bedeutend sein. Gottlob, Europa ist einig über Frankreich und das ist die Hauptsache. Die Zeiten eines Napoleon sind vorbei, die großen Mächte sind Herren des Schicksals von Frankreich. Man wird diese verdammten Unruhstifter schon zu Paaren treiben. Eine kleine Schwankung im Course, die ich aushalten kann, — das ist Alles!"

„Ich freue mich herzlich, Sie so muthig zu finden, Standhaftigkeit im Unglück ist eine der größten menschlichen Tugenden, sie wird unser Geschäft sehr erleichtern, denn es handelt sich dabei um den Muth und die Entschlossenheit, ein kleines Uebel geduldig zu ertragen, um ein größeres zu vermeiden."

„Und worin soll denn Ihre Hilfe, worin soll dieses kleinere Uebel bestehen?" fragte der Baron mit erneuerter Angst, „mein Himmel, Sie machen meinen Kopf schwindeln, erzählen Sie mir doch vor allen Dingen, um welche Ereignisse es sich handelt — welche Gefahren noch zu erwarten stehen?"

„So hören Sie," erwiederte die Marquise, „man

hat die Regierung dazu gebracht, die Charte in einem Augenblicke zu verletzen, wo sich eine mächtige Coalition, welche Einfluß an allen Höfen, ungeheure Geldmittel und den Beistand der größten politischen Notabilitäten für sich hat, gebildet, welche nichts Geringeres beabsichtigt, als die Wiedereinsetzung der napoleonischen Dynastie. In dem Augenblick, wo ich Ihnen dieß sage, schlägt man sich in Paris. Die Regierung ist von ihren eigenen Dienern verrathen, der Sieg der Revolutionäre ist hundertfach verbürgt. Ist aber die Bourbonische Familie gestürzt, so bleibt nichts übrig, als die Dynastie Napoleons wiederherzustellen, oder den Republikanern das ganze Spiel zu überlassen. Die Höfe werden sich wohl hüten, das Letztere zu wählen. Aber das ist nicht Alles. Ein Verein großer Banquiers, unter ihnen die Frères Fichon, hat es sich vorgesetzt, den Cours zu stürzen. Alle Vorbereitungen sind getroffen, unermeßliche Summen sind für diesen Zweck in Bewegung gesetzt worden, ich selbst bin bei dem Spiele mit meinem ganzen Vermögen betheiligt — Sie begreifen, daß eine Karte, worauf ich Alles setze was ich habe, etwas werth sein muß. — Es steht bei Ihnen, unsere Zwecke zu unterstützen, oder uns entgegen zu arbeiten. Thun Sie das Erstere, so werden Sie mit einem kleinen Verluste davon kommen, thun Sie das Letztere, so wird man Mittel finden, Sie zu vernichten und ihre Bestellungen werden auf eine Weise effektuirt werden, welche Sie um Alles bringen kann."

„Ich begreife nicht, wo das hinaus will," sagte Herzfeld verzagt, „sagen Sie mir Ihren Plan — da

ich, wie ich sehe, in Ihre Hände gegeben bin, so riskiren Sie nichts dabei."

Madame Bonvoisin entwickelte nun einen großartigen Plan, in welchem Alles so gut eingeleitet und bedacht schien, daß der Erfolg fast mit Sicherheit voraus zusehen war. Es handelte sich um einen Umsturz des ganzen Papierhandels und dem Ruin eines Hauses, dessen Mittel bisher den ganzen Markt beherrscht und alle Course willkürlich notirt hatten. Die Darstellung aller Details, die schwierigen Berechnungen unermeßlicher Zahlen und Chancen erforderte mehrere Stunden, während welcher Herzfeld mit fieberhafter Spannung zuhörte. Dieser Plan war so kühn, so wohl berechnet, so gut eingeleitet, daß Herzfeld alle Hoffnung verlor, seine eigenen Speculationen gegen ihn aufrecht zu halten. Alle seine Combinationen waren dadurch vereitelt, alle seine Fonds waren verderblich für ihn placirt, er sah ein, daß wenn nur der kleinste Theil dieser furchtbaren Finanzoperation zur Ausführung kam, sein Sturz unvermeidlich wurde. Als Madame Bonvoisin mit grausamer Kälte ihren Vortrag beendigt hatte, ließ Herzfeld sein Kinn auf die Brust sinken, faltete seine Hände und sprach mit tonloser Stimme:

„Was wollen Sie — wenn Alles so ist, wie Sie sagen, so bin ich Ihr Gefangener."

„Ich rathe Ihnen zu nichts," fuhr Mad. Bonvoisin fort, „ich will Sie zu keiner Uebereilung verleiten. Denken Sie nach, vielleicht findet sich ein anderer Ausweg für Sie, vielleicht wird die österreichische Regierung den Cours halten, vielleicht werden ihre Truppen in 6 Wochen in Paris sein und die Krisis

erfreulich beendigen — lassen Sie sich nicht schrecken, trauen Sie meinen Worten nicht, hoffen Sie Alles von der Weisheit der großen Mächte.“

Diese mit leisem Hohn gesprochenen Worte vernichteten den letzten Rest von Hoffnung, welchen Herzfeld noch hatte. Diese Kreatur der Macht, welche immer kroch und schmeichelte, hatte nicht das geringste Vertrauen in sie! Herzfeld kannte nur zu gut die furchtbare Wahrheit, daß es in der neuen Weltordnung nur eine unbesiegbare Macht gab: die des Geldes!

„Ach Frau Marquise,“ sagte er kleinlaut, „lassen Sie mich zu Athem kommen, lassen Sie mir nur bis morgen Zeit, ich bin außer Stande heute einen Entschluß zu fassen, Ihre Nachrichten haben mich aller Seelenkraft beraubt.“

„Aber dieser Aufschub wird Ihnen wenigstens 100000 Francs kosten.“

„Mag sein — immerhin,“ erwiederte Herzfeld gleichgültig, „was ist dieser Verlust, wo es sich um Millionen handelt. Lassen Sie mir Zeit — ich kann nicht anders. Ach ich wußte wohl — das Glück, Sie wiederzusehen, würde mich theuer zu stehen kommen.“

Höchst zufrieden gestellt mit dieser Wirkung ihres Vortrags, entließ die Marquise den armen Mann, welcher um seine Millionen in Kummer war, mit der Huld einer Königin, welche einen Verurtheilten das Leben schenkt.

„Auf Wiedersehen denn, mein lieber alter jugendlicher Freund,“ sagte sie, ihm die Hand zum Kusse reichend, „ich hoffe Sie werden sich noch recht gut aus der Affaire ziehen. Ich habe Vollmachten von den

Frères Fichon in Händen, welche mich in den Stand setzen, für Sie ein Uebriges zu thun."

Nachdem sich der Banquier fast sprachlos und tiefbetrübten Herzens hinwegbegeben hatte, stellte sich Madame Bonvoisin vor den Spiegel, um neue Toilette zu machen für einen Besuch bei den Grafen Raynal, an welchen ihr Sohn am dringendsten empfohlen war und der diesen jungen Mann nach der Meinung seiner Mutter nicht hinlänglich in seinen Schutz genommen hatte.

Kaum hatte Herzfeld die Treppe des Hotels hinter sich, als er aus seiner Apathie erwachte. Eine grimmige Wuth trat an die Stelle der Entmuthigung. Sein erster Gedanke in dieser Stimmung war — seine furchtbare Rivalin zu vernichten. Ohne sich weiter zu besinnen rief er dem Kutscher barsch zu: „zum Grafen Tresca!" stieg ein und fuhr davon.

Wir werden bald sehen, daß Madame Bonvoisin sich auf einen Weg begeben hatte, der zu demselben Ziele führte. —

Graf Giacomo Tresca.

Ehe wir zur Erzählung der wichtigen Unterredungen schreiten, welche Madame Bonvoisin und Herzfeld mit dem Grafen Tresca hatten, ist es nothwendig den Character, die Stellung und die Verhältnisse dieses Mannes kennen zu lernen.

Aus einer armen italienischen Familie entsprossen, hatte Graf Tresca in seiner Jugend das beliebte Handwerk aller heruntergekommenen Kavaliers, das Spiel,

ergriffen: in den Kriegszeiten gab es immer Gelegenheit dieses Handwerk auf eine lukrative Weise auszuüben, ja es war das erste Mittel große Connexionen sich zu verschaffen. Durch Gewandheit, gesellige Talente und Gefälligkeit gegen diejenigen, welche an ihn größere Summen verspielt hatten, als sie bezahlen konnten, machte er sich Freunde von Einfluß, welche es auf sich nahmen, dem Grafen zu einer Position zu verhelfen. Das Handwerk eines politischen Intriguants lag damals dem eines Spielers sehr nahe und Graf Tresca hatte Verstand genug, um zu begreifen, daß das letztere für ihn ehrenvoller und einträglicher werden könne. Dieß war um so mehr in einem Lande der Fall, wo es vermöge der Staatseinrichtung, welche solche nicht aufkommen ließ, an politischen Talenten fehlte und wo die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Staates ein ausschließendes Privilegium des Adels war. Graf Tresca hatte zu diesem Gewerbe die glücklichsten Anlagen, er besaß das gesellige Talent in einem hohen Grade, hatte eine überschwengliche Suada, kannte die Menschen und ihre Schwachheiten vollkommen, war in hohem Grade wißbegierig, liebte die Kabale, die Verleumdung, war ein Meister in allen Verstellungskünsten und war ohne alles Gefühl.

Tresca begann seine Operationen für die Begründung seines Glücks mit einer Heirath. Sein zweideutiger Ruf hatte ihn nicht hindern können, Zutritt in ein hochadeliges Haus zu erhalten, dessen Oberhaupt ihm bedeutende Summen als Spielschuld zu zahlen verpflichtet war. Falsches Ehrgefühl brachte den Grafen Lionel Dorpat dahin, seine Tochter dem Grafen Tresca

zu geben, der sie durch Schmeicheleien so bethört hatte daß sie keinen Ausweg hatte, als entweder in den Augen der Welt für entehrt zu gelten, oder Tresca's Gemahlin zu werden. Dorpat war daher durch zweifache Bande an Tresca gebunden, er war sein Schuldner und sein Schwiegervater und mußte allen Einfluß aufbieten, um dem verrufenen Spieler und ausschweifenden Wüstling eine Stellung zu verschaffen. Dorpat hatte unter Kaiser Joseph dem Staate wichtige Dienste geleistet, er war wohlgelitten überall, in alle europäischen Staatsgeheimnisse eingeweiht und hatte in Paris und London bedeutende und einflußreiche Personen zu Freunden.

Tresca wußte es durch Klugheit, Energie und Gewandtheit dahin zu bringen, daß Dorpat alle diese Vortheile allmählig auf seinen Schwiegersohn übertrug. Um ihm dieß zu erleichtern, entsagte Tresca seinem bisherigen Metier als Spieler und ward dafür durch diplomatische Missionen einer Großmacht, welche ihn Dorpat zuwendete, hinlänglich entschädigt. Tresca entledigte sich seiner Aufträge mit solchem Takte und solcher Geschicklichkeit, er wußte sich so gut in seine neue Situation zu schicken, so unentbehrlich zu machen und allen seinen Handlungen ein solches Gepräge aufrichtiger Ergebenheit und Loyalität zu geben, daß man allmählich sein schändliches Gewerbe vergaß und in ihm einen treuen und eifrigen Freund der guten Sache erblickte.

Indessen hatte Graf Tresca nur zwei Triebfedern zu allen seinen Handlungen, die Sucht: Macht und Einfluß zu erringen, zu herrschen und zu befehlen und die gleich starke Sucht — der Wollust. Mit einem ränkevollen Geiste bewaffnet, der atheistischen Philosophie

huldigend, kannte er keinen anderen Lebenszweck, als die Befriedigung seiner Leidenschaften. Von der Natur und durch eine unglückliche Jugend aller edleren Gefühle beraubt, hatte er für nichts Sinn als für die Freuden der Venus und der grausigen Vorgänge der Herrschaft durch Gewalt und Schrecken. Er verachtete die Menschen, weil er ihre Schwächen alle kannte und sich selbst nicht achten konnte. Er betrachtete das ganze Leben als einen Kampf der Interessen und Leidenschaften, in welchen nur der Stärkere, niemals der Bessere obsiege, die Ideen der Philantropie waren ihm Hirngespinnste, alle besseren Gefühle der Menschenbrust perfide Schwachheiten, die Kunst der Regierung aber ein einfaches Rechenexempel und jede Sache schien ihm gut, welche sich zu behaupten wußte.

Diese Gesinnungen und Grundsätze wußte er jedoch sehr gut zu verbergen. Er kannte die Macht der sittlichen Grundsätze, ohne sie zu achten, er kannte die Macht des Gewissens auf schwache Gemüther, die Kraft der religiösen Vorurtheile und wußte sich diesen Mächten zu accommodiren. Aus seinem Munde strömten nur Sittenregeln und die salbungsvollen Lehren von der Legitimität und während er seine „Schwachheiten," welche er gemüthlich selbst bekannte, geschickt zu entschuldigen und zu bemänteln wußte, affektirte er eine wahrhaft christliche Duldsamkeit gegen fremde Schwachheiten, welche ihn nicht anders, als in dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen lassen konnte.

Auf solche Weise wußte er sich in das Vertrauen mächtiger Personen einzuschleichen, alle ihre Geheimnisse und schwachen Seiten zu erspähen und sich überdem

durch die eifrigste Dienstfertigkeit unentbehrlich zu machen. Indem er dem Egoismus der Eitelkeit, der Leidenschaften aller Personen von Einfluß schmeichelte, bewahrte er sich ihr Vertrauen, ihre Zuneigung und Unterstützung.

Allein eine lange Reihe von Jahren und schlimmen Handlungen enthüllten seinen wahren Charakter allen Besserdenkenden. Treska war zu klug, um die Gewalt der moralischen Ueberzeugungen zu verachten, er bewaffnete sich also gegen ihre leicht vorauszusehende Verfolgung durch ununterbrochene Ränke, durch die Künste der Kundschafterei und Verleumdung, der Entstellung, der Thatsachen, der boshaftesten Deutung loyaler und untadelhafter Handlungen seiner natürlichen Feinde. Die Redlichen waren nach seinem boshaften Zeugniß entweder gefährliche Schwärmer, oder gutmüthige einfältige Thoren, oder endlich verschmitzte Heuchler und Ränkeschmiede. Diejenigen also, welchen er nicht diente, mußten ihn fürchten und um sie durch diese Furcht sich vollends zu unterwerfen, wußte er sich mit einem geheimnißvollen Nimbus von Allmacht zu umgeben und hatte gar nichts dawider, daß ihn seine Feinde zu Allem fähig hielten, weil er ihnen dadurch doppelt furchtbar wurde.

Die Stellung, welche er sich durch diese Mittel allmählich errungen und befestigt hatte, wäre schwer, völlig zu charakterisiren. Er war Alles in Allem, er mischte sich in alle Staats- und hohen Familienangelegenheiten und machte so zu sagen das Dyonisius-Ohr der höheren Gesellschaft. Er wußte alle Geheimnisse der hochgestellten Familien, er kannte alle Sünden

und Schulden, Fehltritte und Verbrechen der Männer, alle Schwachheiten der Frauen, alle Interessen und Wünsche der Personen, welche sich seiner bedienten, alle kleinen Intriguen und Kabalen, alle heimlichen Verhältnisse eben so gut, wie alle Verhältnisse des Staates, alle Gebrechen desselben und alle politischen Beziehungen zu dem Auslande.

Er kannte alle bestechlichen und schlechten Beamten, aber obwohl er die Kundschafterei zu seinem Handwerk gemacht hatte, hütete er sich wohl, sie in ihrem Treiben zu hindern, sie zu verdächtigen oder zu verrathen, sondern er suchte sie sich dienstbar zu machen, von ihren Fehlern und Schlechtigkeiten zu profitiren, durch ihren Beistand allmächtig zu werden. Er nahm sie in Schutz wo er konnte, schob sie vor und protegirte sie mit allem seinen Einfluß, denn er wußte, es giebt keinen festeren Kitt zwischen Menschen, als gemeinsame Schlechtigkeit. Das Bewußtsein der eigenen Nichtswürdigkeit, die Furcht vor Entdeckung macht allein blindergebene Werkzeuge, welche ohne Kritik und Ueberlegung thun, was man von ihnen verlangt, um dafür Schutz und Sicherheit zu genießen. Graf Tresca hatte sich im Laufe der Kriegsjahre den Mächten so wichtig zu machen gewußt, daß er, obgleich nicht im regelmäßigen Staatsdienste stehend, doch eine Macht ausübte, welche sonst nur sehr hohen Staatsbeamten zukommt. Die ganze Diplomatie kannte und fürchtete seinen Einfluß und er hatte in ihr treuere Anhänger und Freunde, als die Regierungen selbst. Graf Tresca hatte sich in Folge dessen so gewöhnt, sich als ein wichtiges Glied des Staates zu betrachten, daß er immer „Wir“ sagte, wenn

von dem Staate und von der Regierung die Rede war. Und in der That griff er in viele Verhältnisse ein.

Graf Tresca seiner Macht sich bewußt, hatte sich daher ein eigenes Regierungssystem erdacht. Die Alles in Bewegung setzenden Agenten seines Systems waren der Schrecken und die Hoffnung. Als ein tiefer Psycholog hatte er die menschliche Natur sehr richtig beurtheilt. Was Ehrgeiz, Pflichtgefühl, Ruhmliebe, Diensteifer nicht vermögen, das vermag der Schrecken, was durch Bestechung, Belohnung, Besoldung nicht zu erreichen ist, das wird durch die Hoffnung zu Stande gebracht. Graf Tresca betrachtete die ganze Monarchie, die Höfe, den Staat, als Unterthanen, als Maschinen seiner Wohlfahrt, welche er durch diese beiden Agenten in Bewegung setzte und zwang für ihn zu arbeiten.

Graf Tresca kannte alle politischen Intriguen seiner Zeit aus dem Fundamente. Er kannte die wichtigsten Partheimänner und alle politischen Umtriebe sehr genau — allein er hütete sich wohl, einen Anderen in diese Kenntniß einzuweihen. Er wußte Alles was in Wien vorging, er kannte die Umtriebe der napoleonischen Parthei in Wien, er kannte die polnischen und spanischen Agitationen, welche schon damals ihren Anfang nahmen, er hegte und pflegte alle die Gefahren, indem er sie theils ignorirte, theils nur andeutete, denn sie waren die Hauptwerkzeuge seiner Macht. Wenn die gemachten Schrecken, wenn die Erfindung grausiger Fabeln, der Popanz nicht mehr hinreichte, um erwünschte Wirkungen hervorzubringen, so wurde irgend einer wichtigen und wirklichen Gefahr Spielraum gelassen, Tresca — alle Fäden der politischen Intriguen unsichtbar be-

herrschend — ließ sie heranrücken und was er nur immer wünschte, Ehre, Geld, Vorrechte — standen zu seiner Disposition. Lächelnd nahm er seinen Lohn und die Huldigungen der Dankbarkeit dahin, starb vor Hingebung und Treue und — ließ die bösen Geister, die er heraufbeschworen — wieder verschwinden.

Der Schrecken war der Dämon, durch welchen Tresca Alles beherrschte, was irgend Kraft, Macht, große Fähigkeiten, hohe Stellungen besaß, die größten Staatsmänner fürchteten seine böse Zunge, seine Verleumdungen, seine Verdächtigungen. Er hatte eine Weise zu lügen und zu verleumden, welche Glauben erzwang durch die Geläufigkeit und Beredtsamkeit einer wohldurchdachten Bosheit. Er gab sich oft sehr rauh fast burtal, leidenschaftlich, obgleich er niemals ein Wort sprach, welches er nicht voraus erwogen hätte. Er gab so seinen schändlichen Verleumdungen, im Falle sie aufgedeckt würden, den entschuldigenden Schein der Unbesonnenheit und Gereiztheit eines flüchtigen Urtheils, worauf man nicht hätte so viel Gewicht legen sollen.

Gegen die Schwachen aber brauchte er eine eben so komische als richtige Politik, um sie zu wohlfeilen Werkzeugen seiner Intriguen zu machen. Er lachte über die kostspielige Polizeikunst des Jahrhunderts, welche durch ungeheure Bestechungssummen nichts erreicht, als daß sie betrogen wird. Er zahlte seine Agenten niemals mit Geld, welches er selbst zu schätzen wußte, sondern meist nur mit Hoffnungen. Er machte aus jedem ehrlichen Mann einen Spion durch sein Talent harmloser Ausforscherei und indem er Protektion versprach. Er wußte, daß ein mächtiger

Mann leicht einen Einfaltspinsel Jahrelang am Narrenseil führen und zu seinem eifrigen Diener, Kundschafter, Intriguant machen könne. War ein solcher Pinsel enttäuscht, fing er an lau im Dienste zu werden, oder forderte er Erfüllung gegebener Verheißungen, so war der Verlust nicht groß, es fanden sich hundert Andere, die seine Stelle vertraten. Ohne ein Minister zu sein, ohne eine Stelle zu bekleiden, hatte Tresca fast alle armen Schlucker der Residenz zu seiner Disposition, welche durch seine Protektion Anstellungen, Pensionen, Gratificationen zu erhalten hofften, in der That aber in der Regel niemals etwas erhielten.

Was die Einkünfte des Grafen Tresca betrifft, so bestanden sie zum Theil aus Subventionen der bedeutendsten Art, theils aus den Erträgnissen eines ganz gesicherten Börsenspiels. Da sich Tresca von allen Staatsgeheimnissen zu unterrichten wußte, so war es ihm ein Leichtes, mit den Tyrannen der Börse solche Uebereinkünfte zu treffen, wodurch er gegen jede Gefahr sicher gestellt, nur Antheil an dem Gewinne erhielt. Tresca sammelte daher unermeßliche Reichthümer auf, welche durch seine Ausschweifungen nur wenig geschmälert wurden. Da er jedoch die furchtbare Macht des Neides kannte, so wußte er seine Schätze so gut zu verbergen, daß er für einen verhältnißmäßig armen Mann galt, welcher so uneigennützig Jedermann diente, daß er außer Stande war, den geringsten Aufwand zu machen. Er trug immer denselben Rock und dieselbe Weste, war nach einem so altmodischen Schnitt gekleidet, daß Jedermann erstaunen mußte, den mächtigen Grafen Tresca in solchem Anzuge zu sehen. Dieses einfache Aeußere

gab seiner Erscheinung eine gewisse Würde, erweckte Vertrauen und machte den Neid verstummen.

Graf Tresca war ein Mann von sechzig Jahren, von großer imponirender Gestalt und mit einer Physiognomie, welche Offenheit und Biederkeit auszusprechen schien. Nur der feinere Beobachter durchschaute die Maske und war wenig erbaut durch den lauernden Blick dieses studirten Heuchlers. Er war noch ein schöner Mann und seine raschen entschiedenen Bewegungen verriethen eine große Energie des Charakters. Er hatte bei den Damen einen Stein im Brete und verdankte deren Gunst dem Rufe seiner ausschweifenden Lüderlichkeit.

Bei diesem Manne suchte Herzfeld Schutz und und Hilfe gegen die zärtliche Freundschaft der Marquise von Bonvoisin. Die gefährliche politische Rolle, welche Madame Bovoisin spielte und so schlecht verhehlte, schien Herzfeld ein vortheilhafter Umstand, welcher es möglich machte, ihre finanziellen Umtriebe zu vereiteln. Es mußte — so rechnete Herzfeld — Alles dem Staate daran liegen, den Cours aufrecht zu halten und die Umtriebe einer politischen Parthei niederzuhalten, welche Europa in Gefahr setzte. Er hoffte sogar es vielleicht dahin zu bringen, daß die Marquise von Bonvoisin verhaftet würde. In allen diesen Berechnungen und Urtheilen fand er sich jedoch arg getäuscht, als Graf Tresca, nachdem er Herzfeld mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, ihm gleichgültig und wie es schien, gelangweilt, unter Gähnen erwiederte:

„Alles das ist für Sie, mein lieber Herzfeld, ich begreife es, sehr wichtig, aber ich bitte, was geht diese An=

gelegenheit mich an? Wenn Sie Madame Bonvoisin für ein staatsgefährliches Individuum halten, so müssen Sie dieselbe bei dem Polizeidirektor denunziren. Aber ich fürchte, wenn ich aufrichtig sein soll, daß Sie sich selbst damit einen schlechten Dienst erweisen würden. Ihre Handelsinteressen treten in Ihrem Berichte gar zu sehr hervor und ich kann mir nicht denken, daß eine so verständige Dame wie Madame Bonvoisin, die gute Freundin des Herzogs von Limosin, sich mit sträflichen Dingen beschäftigen sollte. Ihr Egoismus fürchte ich, hat Ihnen einen bösen Streich gespielt. Ich will wohl glauben, daß Mad. Bonvoisin das Geld so sehr liebt wie Sie selbst, mein Freund, aber was hat eine Frau mit der Politik zu schaffen? Das mischt sich nur in diese Dinge, um sich zu amüsiren, ich kenne diese Art von politischen Damen, sie sind unschädlich. Gehen Sie, lieber Geldmann, Sie verstehen sich auf diese Dinge nicht."

Als Herzfeld den Grafen Tresca so sprechen hörte, wußte er Anfangs nicht, was er vor Erstaunen und Verlegenheit vorbringen sollte. Es beleidigte seinen Stolz, wie ein gemeiner Denunziant behandelt und abgefertigt zu werden und es machte ihm unaussprechlichen Kummer, sich in den Augen eines so wichtigen Mannes herabgesetzt zu haben. Er hatte immer gehört, daß Graf Tresca, der ihn doch so oft gewürdigt, an seinen finanziellen Operationen in der erzählten Weise Antheil zu nehmen, eine Art von Fouché sei, es brachte ihn daher fast außer Fassung, in diesem verkannten Ehrenmann eine solche Verachtung der Denunziation zu finden.

„Mein Himmel" stammelte er in der bittersten Verlegenheit, „meine Absicht war gut, Anhänglichkeit an das hohe Fürstenhaus — treue Unterthanspflicht — doch wie Sie befehlen und dafür halten, — meine Einsichten sind zu schwach vielleicht — ich kann mich irren —"

„Ihr Geldleute", fuhr Graf Tresca mit unerbittlicher Strenge fort, „ihr seid Alle so, wenn ihr ein paar Thaler verlieren sollt, so ist gleich der Staat in Gefahr, wenn ihr aber den Staat um Millionen leichter machen könnt, da seid ihr blind und taub gegen alle Gefahren, in welche eure gefährlichen Geldspekulationen den Staat selbst stürzen. Man sollte vor allen Dingen euch das Handwerk legen, dann würden die Staaten wenig mit anderen Gefahren zu thun haben. Sie wissen, lieber Baron, ich spreche offen mit meinen Freunden, ich liebe es nicht, daß sich der Geldhandel mit Politik befaßt und wenn ich Ihnen rathen soll, so mischen Sie sich nicht in diese Dinge. Suchen Sie sich aus dieser Affaire zu ziehen, indem Sie bloß als Kaufmann spekuliren, das ist Alles was ich Ihnen sagen kann."

Und wieder hatte der Graf einen unüberwindlichen Anfall von Gähnen. Schaamroth und immer stotternd suchte sich nun Herzfeld so gut es anging zu entschuldigen.

„Ach liebster bester Graf," sagte er, „verkennen Sie mich nur nicht — mein Gott, die Geschäfte machen Einen ganz verwirrt — ich sehe wohl ein, daß ich Unrecht hatte, meine Jugendfreundin in Verdacht zu haben, aber der große Verlust, womit sie mich bedroht, verblendete mich — jetze habe ich mich wieder gefunden — ja, ja, Sie haben Recht, diese Dame treibt nur zu ihrem

Vergnügen Politik — mein Gott, Niemand kann sie aufrichtiger verehren als ich — war ich doch einst wie ein Narr in sie verliebt, sie ist eine geistreiche unvergleichliche Dame.“

„Das kann alles sein“, sagte Graf Tresca trocken, „ich kenne sie nicht, mir ist diese Dame sehr gleichgültig, ich kenne sie nur aus Urtheilen von Personen, welche ich hochachte und welche sehr gute Oesterreicher sind, so viel ich weiß, war ja ihr Vater ein persönlicher Freund des Kaisers Leopold.“

„Ja das war er“ fuhr Herzfeld fort, „ein außerordentlicher Umstand brachte ihn zwar auf eine Zeit in Ungnade, aber Se. Majestät haben ihn wieder in Gnaden aufgenommen. Und diese Madame Bonvoisin, seine Tochter — ach wie schön, wie schön war sie! Und welchen Geist, welches — Herz! Sie ist noch immer reizend, obwohl sie bald fünfzig Jahre alt ist.“

Graf Tresca hörte mit großer innerlicher Heiterkeit die plötzlichen Elogen an, ohne darauf mehr Werth zu legen, als auf seine Anklagen wie es schien. Aber in der That war Tresca der einzige Mann, der den Character dieser Frau durchschaute. Er zweifelte auch wirklich keinen Augenblick an der Wahrheit der Anklagen Herzfelds, aber er fand es seinen Interessen wenig angemessen, Madame Bonvoisin in ihren Unternehmungen zu hindern. Vielmehr kam ihm nichts gelegener als dieselben, denn bei jeder Geldkrisis waren ihm Aussichten auf großen Gewinn eröffnet. Ohnehin ärgerte er sich seit lange über die politische Windstille, welche den Cours immer flau erhielt. Er freute sich daher über den frischen Windstoß, den diese Bonvoisin von Paris mitbrachte,

und beschloß diese Gelegenheit, sich zu bereichern, gut auszubeuten. Der gute Herzfeld, wie viele seines Stammes und Gewerbes, hatte ganz außer Acht gelassen, daß die politischen Notabilitäten dieser Zeit bei dem Zustande der europäischen Geldverhältnisse das Interesse haben, die Verhältnisse in Verwirrung zu bringen, alle Gefahren zu nähren und Ereignisse zu befördern, da sie bei jeder Veränderung, bei jeder Krisis nur gewinnen können, während Alles um sie her zu Grunde geht!!! Graf Tresca verstand sich eben so gut auf die Geheimnisse der schurkischen Geldindustrie des Zeitalters, er wußte so gut sich ins Spiel zu mischen, wie ein Sohn Israels, allein er liebte es nicht, bei seinen Unternehmungen Bundesgenossen zu haben, welche ihm in die Karte sehen und in Gefahren hineinziehen konnten. Ganz im Gegentheil war es vielmehr seinem Geschmack entsprechender, Andere zu benutzen, um die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen, ohne daß sie es merkten. Herzfeld war einer jener Freunde, welchen er diese Rolle übertrug, ohne sie in sein Vertrauen zu ziehen; alle seine Geheimnisse vor ihnen verhehlend, wußte er doch diese Leute an seinen Pflug zu spannen und an ihren guten Prisen Antheil zu nehmen, ohne in alle ihre Gefahren verstrickt zu werden. Wie er dieß anzustellen gewohnt war, davon gab eben die Art, wie er Herzfelds vertrauungsvolle Mittheilung aufnahm, Zeugniß.

„Ja, ja", fuhr Tresca wie träumend fort, „gute Dienste finden oft schlechten Lohn. Wer heute steht kann der wissen, ob er morgen falle? Die Politik ist ein glatter Boden, mein lieber Herzfeld, und ein Mann

Ihres Metiers ist weit sicherer daran, als ein Staatsmann; hätte ich Ihr Talent in dieser Stellung und könnte ich denken wie Sie, würde ich wenigstens nicht arm sein! Sie können von jeder Lage der Dinge Nutzen ziehen, ich bleibe im Glück und im Unglück des Staats immer gleich arm. Kaum sind die Meinigen vor dem Aeußersten geschützt!"

Herzfeld seufzte tief auf. Diese cordiale Vertraulichkeit des Grafen ließ ihn hoffen, daß er seine Gnade nicht völlig verscherzt habe. Er ergriff daher mit ehrerbietiger Theilnahme die Hand des traurigen Protektors, drückte sie tröstend und sprach im Tone der tiefsten Rührung:

„Wie oft, mein theurer Graf, muß ich Ihnen sagen, Sie denken zu streng über gewisse Dinge. Man muß über seinen Pflichten nie sich selbst völlig vergessen. In Ihrer Stellung mit Ihrem Geiste konnten Sie jährlich eine Million zurücklegen —"

„Baron — lassen Sie das", unterbrach Graf Tresca den Versucher, „Sie kennen meine Grundsätze — ich werde niemals davon abweichen."

„Nein, nein", drang Herzfeld mit weinerlicher Stimme in den Tugendhaften, „Sie müssen mich hören, das Herz blutet mir, wenn ich Ihr Haus betrete, diese armseligen Möbel — verzeihen Sie mir — diese Dienerschaft ohne Livree, diese Equipagen mit ausgemusterten Kavalleriepferden bespannt —"

Tresca zuckte traurig die Achseln und versuchte nochmals schwach Herzfeld zum Schweigen zu bringen, aber dieser fuhr immer dringender fort:

„Es ist zum Herzbrechen — und in der That,

ich begreife es nicht, wie Sie sich so vernachlässigen können. Mein Himmel, was haben Sie denn von aller ihrer Plage, wie schlecht müssen Ihre Dienste belohnt werden; wenn ich bedenke, daß ich einige Mal trotz Ihres Protestirens so glücklich war, Ihre Fonds vortheilhaft zu placiren — und Sie dennoch darben —!"

„Ach mein Freund," sagte Tresca, „ohne diese glückliche Zufälle wäre ich längst ruinirt — was denken Sie — Belohnungen, ich habe jährlich Auslagen aus meinem Privatvermögen für den Staat bestritten, welche unermeßlich sind. Kein Mensch macht Miene sie mir zu vergüten."

„Was Sie sagen!?" rief der Baron aus, indem er die Hände zusammenschlug, „ein Mann in Ihrer Stellung, ein Anker der Staatswohlfahrt, das ist ja himmelschreiend! Ich wiederhole Ihnen, Sie sind ein Verbrecher gegen sich selbst. Haben Sie nicht Angehörige, was soll aus Ihnen werden, sollen Ihre Kinder einst arme Waisen sein, welche ihr Brod betteln? Nein, ich kann es nicht ansehen — ich beschwöre Sie, sein Sie ein Mal der Freund Ihrer selbst, Sie müssen wissen was an der Sache sein kann, welche die Bonvoisin mir hinterbrachte, ich meine bloß in Bezug auf die Courskrise, wenn Sie wie es scheint mir rathen wollten, als Kaufmann zu berücksichtigen, was meine Freundin mir sagte, so werde ich mir erlauben, diese Krisis auch für Ihre Interessen gut zu benützen und Ihre Fonds so zu verwenden, daß Sie mit einem Schlag Ihre Verhältnisse besser ordnen können — sagen Sie ein Wort und —"

„Ich sage Ihnen nichts, mein lieber Baron,"

entgegnete Tresca, „vielmehr warne ich Sie, Sie haben mein ganzes Vermögen fast in Ihren Händen, ich bin mit den kleinen Zinsen, welche Sie mir geben, vollkommen zufrieden, was Sie also mit meinem Gelde thun, geschieht auf Ihre Gefahr!"

„Sie glauben also, daß Gefahr dabei wäre, auf die Mittheilungen dieser Dame hin irgend eine Berechnung zu stützen?"

„Das sage ich nicht," entgegnete Tresca, „ich will sogar Ihnen unter dem Siegel des Geheimnisses, bloß um Sie selbst vor Unglück zu bewahren, vertrauen, daß nicht Alles mehr so sicher steht in Europa. Man befolgt gegen Frankreich ein zu nachsichtiges System, die Häupter der Revolution, welche man abgeschlagen, sind hundertfach gewachsen, hier bei uns selbst steht Alles wackelich — man befolgt meine Rathschläge nicht, man hat keine Energie, die Finanzen sind wie Sie wissen, bedrängt, mit tiefem Kummer sage ich es, wir werden einer großen Krisis nicht entgehen können. Man hat zu lange gezaudert, man wird nun entscheidend handeln müssen und ich selbst halte mich verpflichtet zu gewaltsamen Schritten zu rathen. Man wird im Angesichte großer Gefahren keine Wahl mehr haben. Ich sage Ihnen, der Krieg ist unvermeidlich."

„Tant mieux, tant mieux!" sagte Herzfeld sich erinnernd, daß der Krieg ihn reich gemacht und in einem Augenblick die unermeßlichen Vortheile überschauend, welche ein ernsthafter Krieg ihm wieder gewähren müßte, „wie gesagt, lieber Graf, ich werde für Sie sorgen auf meine Gefahr, aller Verlust für mich, aller Gewinn für Sie."

„Still davon," fuhr Tresca fort, „nur Ihr Interesse verleitet mich, Sie einen Blick in die Zukunft machen zu lassen. Sein Sie überzeugt, ich werde Alles thun, Sie vor Unglück zu bewahren, Sie zur rechten Zeit zu warnen, aber ich kann es nicht thun, wenn Sie nicht mein Interesse aus dem Spiele lassen. Was würde man sagen, wenn man hörte, der uneigennützige Graf Tresca habe sich in ein Börsenspiel eingelassen! Meine Armuth ist mein einziger Ruhm — ich werde ihn zu bewahren wissen."

„Schon gut mein Bester, theurer Gönner und Freund, ich weiß was ich dem Ruhm eines Mannes von solchem Verdienst für Rücksichten schuldig bin, ich werde ganz für mich handeln, sein Sie unbesorgt, halten Sie mich nicht für undankbar."

Dieses cordialische Gespräch wurde durch das Eintreten eines Dieners unterbrochen, der zum großen Erstaunen des Baron Herzfeld, die Marquise von Bonvoisin in Begleitung des Grafen Raynal anmeldete. Ertappt auf einer Treulosigkeit sondergleichen, warf Herzfeld flehende Blicke auf den Grafen, welche ihm bescheiden die Ablehnung dieses unwillkommenen Besuches zumutheten; allein Graf Tresca schien seine Noth nicht zu bemerken und froh, in einem Augenblicke unterbrochen zu werden, wo ihm die Verlängerung von so gefährlichen Vertraulichkeiten höchst unpassend schien, ergriff er die Gelegenheit, um den guten Baron zu rechter Zeit los zu werden. Er sagte daher aufstehend: Eben recht, die Frau Marquise wird mir sehr willkommen sein."

Im nächsten Augenblick traten die Gäste ein.

Baron Herzfeld glaubte nichts Besseres thun zu können, als mit möglichster Unbefangenheit der Marquise entgegen zu treten.

„Sieh da!" rief er aus, „unsere schöne Freundin — so eben hatte ich die Ehre, Sie dem Grafen, meinem Freunde, dringend zu empfehlen!"

„In der That," sagte der Graf, „der Baron hat mich auf so angenehme Weise von Ihnen unterhalten, daß ich meinen sehnlichsten Wunsch durch Ihren Besuch in Erfüllung gehen sehe."

Die Marquise ließ sich jedoch nicht täuschen.

„Es scheint," sagte sie leise zu dem Baron, nachdem sie sich vorgestellt, „daß Sie sehr schnell Ihre Parthie ergriffen haben. Sein Sie versichert, daß ich die meinige nicht minder schnell ergreife."

Der Graf Raynal, ein diplomatischer Strohmann von sechszig Jahren, eröffnete nun, indeß sich Herzfeld anschickte, sich voll Verlegenheit zu entfernen und, nachdem die Marquise an der Seite des Grafen Platz genommen hatte, die Unterhaltung. Dieser alte Emigré spielte in Wien die Rolle eines Unglücklichen von Profession, erhielt sich von politischer Unterhändlerarbeit, erzählte in Gesellschaft Anecdoten aus der Revolutionszeit, fabrizirte französische Sonette und Geburtstagshymnen, machte jämmerliche Epigramme und sah aus wie ein Compère aus der französischen Komödie. Sein Costüm war ein Gemisch von alter und neuer Mode, er trug eine gepuderte Haartour, einen schwarzen Frack, seidene Beinkleider und schwarze Strümpfe und eine weiße, mit einem Orden geschmückte Kravatte, welche eine Viertelelle hoch war. Er hatte Zutritt in allen

Häusern, war verliebt in alle Frauen und Mädchen und betrachtete die haute volée, als eine Restauration mit freier Tafel. Der Herzog von Limosin beehrte ihn mit regelmäßigen Mittheilungen aus Paris, sandte ihm die pikantesten Novitäten der Literatur, die neuesten Karrikaturen, mit Ausnahme der ihn selbst betreffenden, durch welche Gunst Raynal immer im Stande war, sich angenehm zu machen. Dieser unbedeutende Mensch hielt sich indeß für eine hochwichtige Person, benahm sich mit unausstehlichem Hochmuth gegen die Geringeren und mit der vertraulichsten Dreistigkeit gegen die bedeutendsten Personen. Er umarmte sogleich den Grafen Tresca, indem er seine rechte und linke Wange küßte, belorgnettirte den reichen Juden nachlässig grüßend auf das Unverschämteste und zeigte unverhohlen durch seine Geberden an, wie wenig es sich für ihn schicken würde, die Gesellschaft mit seiner Anwesenheit zu belästigen. Da Tresca dieses Benehmen nicht zu bemerken schien, verabschiedete Herzfeld sich ziemlich linkisch und verlegen von allen Anwesenden und ließ die kleine Konferenz, nicht ohne große Besorgnisse mit sich zu nehmen, allein; die Frau Marquise versäumte nicht, ihm einen boshaften, drohenden Blick mit auf den Weg zu geben.

„Helas mon cher Comte," eröffnete Graf Raynal die Unterhaltung, „meine schöne Freundin, die Marquise von Bonvoisin aus dem berühmten Geschlechte der Bonarottis, beklagt sich bitter über die ihrem Herrn Sohn hier widerfahrene Behandlung. Sie beschuldigt mich, diesen liebenswürdigen Mann nicht genug Respekt verschafft zu haben, sie bedroht mich mit dem Verluste

Ihrer Freundschaft — ach retten Sie mich lieber Freund, denn ich kann nicht leben, wenn meine Freundin zürnt. Sie wissen wie ich mich angesetzt, um den hoffnungsvollen jungen Mann, der ein leuchtendes Genie ist, eine Position zu verschaffen in der politischen Welt, vertheidigen Sie mich und söhnen Sie mich mit ihr aus."

„In der That," sagte die Marquise, „die Art, wie man meinen Sohn behandelt hat, macht mich irre an der Politesse der berühmten österreichischen Diplomatie. Ich wünschte sehr die Ursachen und die Verbrechen kennen zu lernen, wegen welcher mein Sohn wie ein Vagabond des Landes verwiesen worden ist. Ich komme zu Ihnen Herr Graf, um Verwendung zu bitten, damit meinem Sohne Genugthuung gegeben werde."

„Madame," entgegnete Graf Tresca, „ich bin bereits Ihren Wünschen zuvorgekommen und habe was an mir lag gethan, um die Sache wieder auszugleichen. Ich gestehe, daß Ihr Sohn Ursache hat sich zu beklagen. Wäre er zuerst zu mir gekommen, ehe er den Grafen Sternfeld besuchte, so wären alle die Mißgriffe nicht geschehen, wodurch er sich compromittirt hat. Ihr Sohn hat ausgezeichnete Grundsätze und einen hellen Verstand, aber er ist an den unrechten Mann gekommen. Er hat damit angefangen, womit man kaum endigen darf, nämlich mit dem offenherzigen Bekenntniß von Prinzipien, welche ganz gut sind aber nur dann, wenn man niemals von ihnen spricht. Der Graf Sternfeld ist in diesem Punkte sehr streng — zudem ist er weniger Diplomat, als einfacher Geschäftsmann. Er ist ein sehr biederer Mann, der die Welt

nach den Eingebungen seines trefflichen Herzens regieren möchte und den es verletzte, einen jungen Mann von 24 Jahren so sprechen zu hören, wie er es niemals selbst dem Greise Talleyrand verziehen haben würde."

Madame Bonvoisin nahm diese Auskunft mit der hohen Miene einer vor Ahnenstolz durchdrungenen übermüthigen Aristokratin an. Sie legte in ihr Betragen ganz jene hochadelige Würde, welche ihr in der Kindheit angelernt worden war, ihr ganzes Benehmen war voll berechneten Zwanges, sie schien nicht sie selbst zu sein. Da war nichts zu sehen von dem freien, geistesstolzen, herrschsüchtigen, aber nur auf natürliche Vorzüge pochenden Muthe, den sie sonst an den Tag legte, sondern die ruhigste hochtrabendste und steifste Grandezza einer spanischen Prinzessin. Ein minder geübter Menschenkenner als Graf Tresea, hätte durch dieses studirte plötzliche Aufblähen irre geführt werden müssen, auch ward es der Graf Raynal, der sie mit stummer Ehrfurcht bewunderte, aber Graf Tresca hatte in seinem Leben selbst diese Rolle zu oft gespielt, um sich täuschen zu lassen.

„Mein Herr Graf," entgegnete die Marquise mit feierlicher Langsamkeit, ohne ihn anzusehen, „der Herr Graf Raynal hier hat die Güte gehabt, Ihnen zu sagen, daß meine Familie von altem Adel ist, was er Ihnen aber nicht sagen konnte, ist daß meine Lebenserfahrungen, meine Neigungen, meine Ueberzeugung und die Erinnerung an die Ehre meiner Vorfahren mich bewogen haben, meinem Sohn eine Erziehung zu geben, welche ihn seiner Abstammung würdig machen. Ich habe die Welt gesehen, Herr Graf, ich habe dieses glän=

zende Gestirn der Revolution, Napoleon, entstehen, wachsen und in Nichts zerfallen gesehen, ich habe mich überzeugt, daß nur die Wiederherstellung jener patriarchalischen Weltordnung, welche die alte Zeit in ihrem Gedächtniß so ehrwürdig machen, die Menschheit auf die verlassene Bahn der Vernunft, der Tugend und Ehre zurückbringen könne. Diese Ueberzeugung habe ich meinem Sohne tief einprägen lassen, ich habe ihn für eine Laufbahn bilden lassen, welche seiner Herkunft würdig ist — die diplomatische. Er hat die Staatswissenschaften und die guten Prinzipien der Regierungskunst mit Einschluß der Chiffrir- und Dechiffrirkunst (diese kleine Bosheit konnte Madame Bonvoisin nicht unterdrücken) aus dem Fundamente gelernt, er ist ein ausgebildeter Staatsmann. Frankreich, wo die guten alten Grundsätze täglich mehr verfallen, schien mir zuvörderst nicht das Land, wo er seine Ausbildung praktisch vervollkommnen könne, wohl aber das Vaterland meiner alten Familie. Mein Herr Graf — ich bin außerordentlich überrascht, aus Ihrem Munde zu vernehmen, daß es selbst hier anfängt, gefährlich zu werden, Grundsätze zu äußern, welche die einzig wahren und guten sind. Ich konnte es nicht glauben, daß dem so sei, ich bin selbst hierhergekommen, um mich davon zu überzeugen, und da wir uns einer Epoche nähern, welche der guten Sache einen entscheidenden Sieg bringen muß, zu erfahren, ob diese gute Sache wirklich hier preisgegeben worden sei. Mein Herr Graf, es ist mir überaus schmerzlich, aus Ihrem Munde zu vernehmen, daß sie in Wien wie in Paris sich verbergen muß, um nicht von den Ideen und Stimmungen des revolutionären

Philanthropismus verfolgt zu werden. Ich wußte es bis jetzt nicht, daß Oesterreich aufgehört hat ein Asyl der guten Grundsätze zu sein."

„Welche edle Sprache!" sagte Graf Reynal mit gerechter Bewunderung, „die Frau Marquise spricht wie ein Buch, das ist Chataubriands Geist, der aus ihr spricht, in der That Madame, Sie beschämen unsere größten Diplomaten."

Graf Tresca aber antwortete mit gleich ernsthafter Würde: „Sie verkennen uns, wenn Sie einen Augenblick zweifeln können, daß dieses Asyl aufgehört habe zu sein. Lassen Sie uns offen sprechen. Ihr Herr Sohn ist ein Mann von großen Talenten, aber nehmen Sie es nicht ungütig auf, dieselben ehrwürdigen Grundsätze, welche hier noch ein sicheres Asyl finden, erfordern, daß mit dem Talente auch eine gereifte, politische Erfahrung verbunden sei. Das Prinzip der Legitimität erheischt vor allen Dingen von seinen Freunden die Tugend des Gehorsams und der Bescheidenheit. Uns gilt das Talent nicht so hoch, wie die ehrerbietige Gesinnung, wir verlangen Frömmigkeit zuerst und d a n n Fähigkeiten. Der Fehler Ihres Herrn Sohnes war, daß er den umgekehrten Beweis von sich lieferte und seine Fähigkeiten mit zu vielem Selbstvertrauen geltend machte. Was soll aus unserem Prinzip werden, wenn wir dem Talente so große Ansprüche gestatten? Wir lieben es nicht, daß man uns unaufgefordert diene. Herr Bonvoisin sollte hier sich erst bekannt machen und abwarten bis man seiner bedurft hätte. Statt dessen hat er sich sogleich in alle unsere Verhältnisse gemischt, als ein Eingeweihter gehandelt, während er doch zuerst

die Rolle eines Laien hätte spielen sollen. Das Prinzip wovon Sie sprechen, erlaubt aber keine Sprünge. Indessen ist noch nicht Alles verloren. Herr Bonvoisin füge sich einstweilen mit Demuth in seine Verbannung. Ich nehme es auf mich, nach einiger Zeit ihn wieder hier in die politische Welt einzuführen, denn ich kenne Sie, Madame, als eine Dame von höherm Verdienst und habe ein vollkommnes Vertrauen in Ihre Gesinnungen, welche ohne Zweifel auch diejenigen Ihres Sohnes sind."

Bei diesen Worten machte Tresca eine Geberde der tiefgeheucheltsten Verehrung, führte die Hand der Marquise an seine Lippen und drückte einen leisen Kuß auf dieselbe. Madame Bonvoisin aber erhob sich ein wenig von ihrem Sitze und drückte durch eine Verneigung Ihre Befriedigung und ihren Dank aus.

„Wie sehr ich mich auch hochgeehrt fühle durch das was Sie, eine der festesten Stützen der guten Sache, mir eben zu sagen beliebten, so darf ich mir doch die Gegenbemerkung erlauben, daß in Zeiten der dringenden Noth das System der Legitimität hinsichtlich des Talents eine minder langsame Politik zu beobachten für gut finden sollte. Man greift uns mit großen Talenten an, wir müssen uns durch Talente vertheidigen. Die neuesten Verhältnisse in Paris lassen Alles fürchten. Zwei mächtige Partheien erheben drohend ihre Häupter. Die Regierung bereitet Maßregeln vor gegen die Zügellosigkeit der Presse. Man wird diesen Zeitpunkt benutzen, um die Franzosen aufzuwiegeln. Es ist nun die Frage, wollen Sie es hier ruhig dulden, daß diese Partheien uns Gesetze vorschreiben? Wollen Sie die

französische Regierung in ihren Bestrebungen unterstüzzen oder es gleichgültig geschehen lassen, daß das große Werk von 1815 von der Partheisucht vernichtet werde? Im letztern Falle freilich wird man die Dienste meines Sohnes nicht brauchen, aber im ersteren müssen sie Ihnen von großem Werthe sein, denn obwohl mein Sohn erst **24** Jahre alt ist, so hat er doch von Kindheit auf in der großen Welt Alles mit angesehen, er hat meine Erfahrung in sich aufgenommen, er weiß Alles was er zu wissen braucht und meine Verbindungen, mein Vermögen, gewähren ihm zahllose Mittel, der guten Sache große Dienste zu leisten."

„Also glauben Sie," fragte Tresca, „daß in Frankreich eine Krisis eintreten werde?"

„Sie ist bereits eingetreten," antwortete die Marquise determinirt. „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man in dem Augenblicke sich in den Straßen von Paris schlägt, ich komme, Ihnen diese wichtige Nachricht zu bringen, womit Sie Gelegenheit haben eine Parthei zeitig zu ergreifen; die neuen Ordonanzen müssen bereits publicirt sein. Große Haufen von Ouvriers sind von den Partheien bestochen, um eine Revolte zu machen. Man hat die Gewißheit erlangt, daß große Waffenvorräthe von unbekannten Personen aufgekauft worden sind. Bei der großen Unzufriedenheit, welche in Paris herrscht, ist anzunehmen, daß der Bürgerstand die Bewegung unterstützen wird. Die Armee, seit Napoleons Sturz vom schlechtesten Geiste beseelt, ist wohl nicht geeignet der Regierung Schutz zu verleihen. Vielleicht ist sie in diesem Angenblick gestürzt. Mein Herr, es wird sich in den nächsten Tagen darum han-

deln, ob man in Wien, Petersburg, Berlin und London in feiger Ruhe ein solches Ereigniß geschehen lassen, oder mit vereinten Kräften aufbrechen soll, um der Hydra der Revolution ihre neugewachsenen Köpfe abzuschlagen."

„Man wird das Letztere thun," antwortete Graf Tresca in einer Bewegung, welche fast Freude ausdrückte, „man wird dieses Nest von Aufwieglern wieder mit einer Million guter Soldaten überfallen und Frankreich neuerdings zeigen, daß es nicht ungestraft die Ruhe von Europa gefährden darf."

„Diese Canaille," eiferte Graf Raynal, „man wird sie zu Paaren treiben, man wird sie lehren, daß der kriegerische Geist der ritterlichen Zeiten nicht erloschen ist — man wird — ha ich fühle mich wieder jung, wenn ich daran denke — Vendée wird wieder aufstehen, die Vendée, in welcher ich mit gefochten habe für die Bourbons — o laßt sie nur complottiren — !"

Madame Bonvoisin konnte sich nicht enthalten, ein klein wenig zu lächeln: „Ja," sagte sie, „ich hoffe Alles von dem edlen Geiste, der meinen Freund in Flammen setzt, aber ich fürchte, daß die europäische Politik furchtsam geworden ist."

„Sein Sie darüber ohne Sorgen, schöne Frau, ich kenne die Lage der Dinge," entgegnete Tresca, „ich besitze einigen Einfluß und ich wünschte nur über die neuesten Verhältnisse in Paris etwas genauer unterrichtet zu sein, um ohne Verzug etwas thun zu können."

„Mein Herr Graf," sagte die Marquise, indem sie ein versiegeltes Paket aus ihrem Ridicül nahm, „ich freue mich diesem Wunsche entsprechen zu können, dieses

Memoire von meinem Sohn verfaßt, wird die Regierung in den Stand setzen, alle Verhältnisse zu überblicken. Schwerlich war Ihre Gesandtschaft in Paris im Stande, der Regierung einen so wichtigen Dienst zu leisten. Dieser Bericht enthält den ganzen Operationsplan der revolutionären Partheien. Die eine von ihnen baut seltsame Hoffnungen auf das Kabinet von Wien. Es wird sich nun wohl zeigen, ob man wohlgethan hat, meinen Sohn zu beleidigen. Er kann noch wichtigere Dienste leisten, aber er ist stolz, man wird seine 24 Jahre, seine Offenherzigkeit, seine Thatenbegier vergessen müssen, um sich seiner Dienste zu versichern. Mein Sohn ist ehrgeizig, ich kann nicht dafür stehen, daß er nicht eine Parthie ergreifen wird, welche vielleicht wenig den Erwartungen entspricht — wenn man ihn nicht zu versöhnen sucht."

„Sie sind eine Semiramis," sagte Graf Tresca in froher Bewegung; „von Ihrem Sohne später, erlauben Sie mir jetzt seine Arbeit sogleich durchzusehen, die Sache erleidet keinen Aufschub. Wenn der Bericht so ist, wie ich ihn wünsche, so werde ich allen meinen Einfluß geltend machen, um Herrn Bonvoisin Genugthuung — und mehr als das zu verschaffen."

Mit großer Aufmerksamkeit durchlas nun Graf Tresca das Memoire Bonvoisins. Es war trefflich, auch elegant stylisirt, enthielt die wichtigsten Details und sprach sich dahin aus, daß ein gewaltsames Einschreiten in Frankreich große Unterstützung finden werde, wohingegen eine zögernde unschlüssige Politik den Sieg der Republik zur unausbleiblichen Folge haben müsse. Graf Tresca fand diesen Bericht ganz seinen Wünschen

gemäß, seine Augen leuchteten vor Freude und ein fortwährendes Kopfnicken begleitet von bewundernden Exklamationen zeigte an, daß Bonvoisins Glück gemacht sei.

„Meisterhaft, große Präcision in Erzählung der Thatsachen, treffliche Beurtheilung, catilinarische Beredtsamkeit!“ sagte er, „Madame, ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Sohn, er ist zu großen Dingen geboren, sein Sie versichert, daß ich seinen Werth am gehörigen Orte geltend machen werde. Der Bericht ist hochwichtig für unser Kabinet, ich kann Ihnen fast versprechen, daß er auf die Politik desselben einen entschiedenen Einfluß ausüben werde, wenn Sie mir anders erlauben, daß ich den mir angemessen scheinenden Gebrauch davon mache.“

„Er steht Ihnen zu Diensten,“ sagte Madame Bonvoisin, „thun Sie damit was Sie für gut finden; — ich hoffe morgen eine Fortsetzung desselben mit einem Courier zu erhalten.“

„In diesem Falle erlauben Sie mir, daß ich die Höflichkeit bei Seite setze und sogleich einige Anstalten treffe.“

Er setzte sich sodann an einen Schreibtisch und schrieb einige ganz kurze Briefe, während sich der Graf Raynal bemühte, Madame Bonvoisin zu unterhalten. Aber die Aufmerksamkeit dieser Dame war ganz auf Tresca gerichtet, der in wenig Minuten drei Briefe vollendet hatte, die Aufschrift des ersten war: „A Monsieur le Barone de Sternfeld,“ die des Zweiten: „A son Ex-

cellence l'Ambassadeur de Russie" und die des dritten: „A. C. M. Baron de Herzfeld." Als die Marquise den letzteren Namen hörte, welchen Tresa seinen Bedienten besonders deutlich und Eile empfehlend bedeutete, leuchteten ihre Augen vor Freude auf.

„Er wird so handeln wie ich es wünsche," sagte sie für sich, „*der Krieg ist gemacht!*" Als Graf Tresca mit seiner Arbeit fertig war, wendete er sich in vollkommenem Gleichmuth wieder an die Marquise und begann ihr nun eine lange Reihe von Vergnügungen aufzuzählen, welche sie während ihres Aufenthaltes in Wien genießen könne. Er erbot sich ihren maître de plaisir zu machen, stellte ihr seine Equipage, eine Loge im Opernhause, seine Villen und seinen Park, sein ganzes Haus zur Verfügung. Madame Bonvoisin nahm die meisten dieser vertraulichen Anerbietungen an, denn sie wußte, daß sie den Grafen selbst dadurch einen Dienst erweise, wofür er ihr Gegendienste schuldig sei. Raynal wurde sogleich an zehn Orte geschickt, um Aufträge zu besorgen, welche sämmtlich den Zweck hatten, die Marquise von Bonvoisin in einem Taumel von Vergnügungen zu erhalten. Die Familie des Grafen beeilte sich den Gast mit der größten Zuvorkommenheit zu bewirthen — der Bund mit Tresca war geschlossen.

Der Zweck dieses Bundes aber war Seitens der Marquise, *den Sturz der europäischen Großmächte* herbeizuführen, Seitens des Grafen Tresca, welcher von keinerlei edlen Leidenschaften getrieben wurde, so und nicht anders zu handeln, unbekümmert um alle Weltschicksale und politischen Veränderungen durch ge-

schickte Ränke, Verleitung der Staatspolitik, durch Adam Müllersche Ammenmährchen, durch weise Berechnung menschlicher Leidenschaften und Schwächen: eine Million zu gewinnen!

Aurelie.

Während der intriguante Geist der Marquise von Bonvoisin in Wien in seinem Elemente schwamm und an schadenfrohen Werken arbeitete, brach über den Fortgang ihrer Ränke schier ein weiches Mädchenherz, das Herz Aureliens der verlassenen Geliebten ihres Sohnes. Bonvoisin seiner Treulosigkeit sich schämend, und nicht gewiß, ob Aurelie davon unterrichtet sei, zugleich aber von seinem politischen Lustwerke: die Welt in mögliche Verwirrung zu bringen, ganz begeistert und hingerissen, hatte weder Zeit noch Lust, seine kostbaren Stunden in verliebter Tändelei zu verbringen. Er lebte wie ein Garçon der heutigen Zeit lebt, gleichviel ob er eine geliebte Braut hat, er lebte im Kreise seiner gefährlichen Geschäfte, in Kaffeehäusern und bei feilen Dirnen.

Die Julitage waren eingetreten — ein segenvoller fruchtbarer Sommersturm, wie es schien, der die glühende Dürre der politischen Welt ergriffen, die mephitisch athmende versumpfte Zeit reinigen sollte. Der Schrecken herrschte im Hause des Herzogs von Limosin, welches aufgehört hatte der Vereinigungspunkt von Sympathien zu sein, welche man zur Schlachtbank führen zu wollen schien, war dagegen aber die Zielscheibe des Volksunwillens, des Partheihasses und des schadenfrohen

Hohnes geworden war. Der kranke Herzog war beim ersten Schusse, der hinter den Barricaden fiel, von einem Schweißfieber ergriffen, welches seine Lebenskräfte aufzuzehren schien. Er fürchtete jeden Augenblick aus seinem Miethpalast geholt und geschlachtet zu werden — seine Freunde die Minister waren geflohen, der König hatte den Weg Ludwigs des XVI. eingeschlagen — das Aeußerste stand zu befürchten. Es war ebenso gefährlich für den Herzog zu fliehen als zu bleiben. In dieser Noth sah sich Limosin auch von seinem Arzte verlassen. Er war weder bei Tag noch bei Nacht zu finden gewesen, doch schien sein Geist unsichtbar das bedrängte Haus zu umschweben, denn so oft die Partheiwuth sich des Herzogs erinnert hatte, so oft sich die gefürchteten Männer des Tages seinem Hause näherten, war es immer ein Abgesandter Grimaldis oder Grimaldi selbst, welcher dazwischen kam. Nur durch eine von Grimaldis Hand geschriebene Zeile mit den Worten: „Bleiben Sie wo Sie sind —“ war der Herzog bewogen worden zu bleiben — aber nicht ohne alle Stadien der Todesangst auszustehen.

Endlich erschien Grimaldi im Hause des Herzogs, der ihn weinend wie seinen rettenden Engel begrüßte. Er hatte eine lange Unterredung mit ihm, nach deren Beendigung Grimaldi die tiefbekümmerte Aurelie besuchte. Er fand sie in den Armen der Prinzessin abgehärmt und sehr leidend durch die Angst um Bonvoisin der es nicht der Mühe werth hielt auch nur ein Zeichen seines Lebens zu geben. Ihr erster Blick aus weit aufgerissenen thränenden Augen als sie Grimaldi sah, enthielt die Frage, welche für ihn verständ-

lich genug war: „Lebt er?" Grimaldi ließ die Unglückliche nicht in Ungewißheit.

„Ach Sie Ärmste," sagte er bei seinem Eintritte, „was werden Sie um Arthur gelitten haben, beruhigen Sie sich, er lebt!"

Dieses sanfte einer Sinnpflanze ähnliche Wesen wußte auf diesen Trost keine andere Antwort zu geben als einen Strom von leidenschaftlichen Thränen. Die Prinzessin, welche allein ihre Geistesgegenwart im Vertrauen auf Grimaldi behauptet hatte, beneidete sie fast um diese Thränen.

„Ach wie sie das erquickt — Grimaldi, warum können Sie mich nicht auch solche Thränen vergießen machen? Es scheint, daß man unglücklich lieben muß, um alle Seligkeiten der höchsten Seelenfreuden zu verkosten."

„Wünschen Sie sich nicht dieses Glück, Prinzessin," sagte Grimaldi, „denn es wird zu theuer erkauft. Ich sage Arthur lebt, aber es fehlt nicht viel, so ist er dennoch für Aurelien für immer verloren. Nur sie selbst, ihr Muth, ihre Standhaftigkeit kann sich den Mann ihres Herzens retten. Ich weiß nur so viel, daß er lebt, daß er sie liebt — aber auch, daß er aufhören wird sie zu lieben, sobald man diesen Feuerkopf sich selbst überläßt."

„Und woher wissen Sie denn daß er mich liebt?" fragte Aurelie.

„Lassen Sie mich erzählen," antwortete Grimaldi fast froh lächelnd, „lassen Sie mich verweilen bei der Erinnerung an schöne Regungen der Menschenseele, welche, wo man sie auch findet, ja selbst in den

Höhlen des Verbrechens, das menschliche Herz erquicken. Dieser Arthur ist ein tiefes Räthsel, das gute und das böse Prinzip sind in ihm gleich gewaltig. Er geht gefährliche Wege, wohin ihn seine Phantasie, sein beweglicher Geist und, wie ich täglich mehr sehe, die bösen Rathschläge seiner Mutter hinweisen, welche selbst sein Ebenbild, ein Gemisch von den herrlichsten und abscheulichsten Eigenschaften des Characters ist. Aber Arthur hat noch mehr Herz als seine Mutter — ich habe es ihm nie in diesem Grade zugetraut. Ich habe ihn gesehen wie er unter den Barricaden wie ein grimmiger Löwe focht.“

„Für und gegen wen focht er?“ fragte die Prinzessin.

„Verzeihen Sie Prinzessin, wenn ich der Tochter des Herzogs von Limosin gegenüber, nur sage, er focht für eine gute Sache, welche wohl das Blut verdient, das man dafür vergossen hat. Er hatte seine Parthie mit der Klugheit der Schlange ergriffen, kein Anderer als ich hatte ihn mit seinem geschwärzten Gesichte erkannt, aber er setzte sich aus wie ein vernünftiger Mensch es nur kann, wenn er etwas Höheres kennt als sein Leben. O Aurelie, wenn Sie in diesem Kampfe, erleuchtet von dem Blitze der feindlichen Kanonen, hinter zerbrechlichen Barricaden, deren Splitter die Wirkung eines jeden Schusses verzehnfachten, Ihren Arthur gesehen hätten, nur sein Auge, Sie würden ihn noch mehr lieben als Sie es schon thun.“

„Das ist nicht möglich!“ sagte Aurelie naiv und preßte die Hand der Prinzessin an ihr schlagendes Herz, „aber Sie versprachen mir zu sagen, woraus Sie schließen, daß er mich noch liebt?“ setzte sie schüchtern hinzu.

„Hören Sie mich geduldig zu Ende. Ich sagte Ihnen, Arthur kämpfte mit heldenmüthiger Todesverachtung. Eine Kartätschenkugel traf ihn am Arme und er fiel. Gleichzeitig wichen die Bürger vor den Soldaten zurück und Bonvoisin, der in einem Augenblick Ströme von Blut verloren hatte, vermochte sich nicht zu erheben, es schien, daß er dem Feinde in die Hände fallen müsse, da raffte er aus seinem Busen ein Portefeuille hervor und sagte zu einem der Kämpfenden: „Bürger nehmen Sie dieses. Bei Ihrer Ehre beschwöre ich Sie den Inhalt an seine Adresse zu befördern! Hier ist das Portefuille, sehen Sie selbst, was es enthält."

„Und Arthur, Arthur?" schrie das Fräulein, ohne das Portefuille anzusehen, „was geschah mit Arthur?"

„Nach einem kurzen unentschiedenen Kampfe gelang es dem Bürger ihn dem Getümmel des Gefechts zu entziehen, er ist gerettet."

Jetzt erst ergriff Aurelie mit Hast das Portefeuille, indem sie einen dankenden Blick zum Himmel sandte und prüfte sorgsam den Inhalt. Sie fand darin ein versiegeltes Packet, auf dessen Couvert die Bemerkung stand, „beschwert mit einer Anweisung auf 100000 Francs." In heftiger Bewegung riß sie das Couvert ab — und ließ endlich das Document zur Erde fallen.

„Und das heißen Sie Liebe? mein Herr," sagte sie in Thränen ausbrechend, „kein freundliches Wort für mich — nichts als Geld — ich nenne das Mittleid und V e r a c h t u n g!"

„Ich weiß," sagte Grimaldi, indem er lächelnd

den Kopf schüttelte, „ihr Geschlecht und ihr Alter hat die verkehrtesten Begriffe von der Liebe, die Eitelkeit läßt Sie den Werth der Gefühle verkennen. In einer gehalt- und sinnlosen Schmeichelei sehen Sie wahre Liebe, in einer Thorheit tiefe Leidenschaft, aber in Diensten, welche den größten Werth haben, nur ein unbedeutendes Wohlwollen, eine beleidigende Verachtung. Glauben Sie einem erfahrenen Mann, Arthur konnte Ihnen keinen stärkeren Beweis seiner wahren Liebe geben, als indem er seine, möglicher Weise, letzte Sorgfalt Ihrem Wohle widmete. Dieser junge Mann ist keiner Schwärmerei fähig. Er kennt den Werth der Dinge besser als Sie. Aber ich will nicht in Abrede stellen, daß Arthur ungeachtet er Sie liebt, dennoch für Sie verloren sein kann, wenn Sie nicht etwas thun sich seiner zu versichern."

„Mein Himmel was vermag ich über ihn! Er ist von einer halsstarrigen Festigkeit, ich bin ihm zu unbedeutend, zu werthlos, das ist es. Ein Mann seiner Art will ein Weib, welches ihm ähnlich ist. Ich habe es immer gesagt, ich bin seiner nicht werth — aber warum trieb er dann ein grausames Spiel mit meinem Herzen?"

„Seiner nicht werth?" sagte Grimaldi, „nein er muß Ihrer erst würdig werden. Es handelt sich für Sie nicht bloß darum sich seines Herzens zu versichern, sondern ihn von moralischen Verirrungen zurückzubringen, ihn von einem Abgrunde, dem er in einer Art von Trunkenheit entgegentaumelt, zurück zu reißen. Ein unbändiger übermüthiger Geist reißt ihn hin, einen Weg voll Gefahr und — voll Schmutz zu wandeln, er verachtet Alles um sich her, er verachtet alle menschlichen

Einrichtungen, er verachtet alle Grundsätze und stürzt sich in einen endlosen Kampf ohne moralischen Zweck, er folgt dem Guten nur aus einer Art von Instinkt — daran ist seine Mutter schuld. Seine politischen Verbindungen sind der gefährlichsten Art, die Sache eines planlosen Umsturzes allein ist ihm theuer, er haßt alles Schlechte aber er liebt nicht das Gute. Ich habe alle Ursachen anzunehmen, daß er eine Rolle zu spielen trachtet, welche in jeder Hinsicht sowohl was den Zweck als was die Mittel betrifft, abscheulich ist. Wenn etwas ihn retten und von seinen Abwegen zurückbringen kann, so ist es die Liebe, Sie müssen trachten ihn von der politischen Laufbahn abzubringen, er ist in der Arzneiwissenschaft erfahren, er kann ein tüchtiger Arzt werden. Bei dem Vermögen seiner Mutter ist er nicht auf den Ertrag seiner Praxis angewiesen, desto mehr kann er der Menschheit Gutes thun und sich selbst vor Unglück bewahren."

„Und wie," warf ihm Aurelie ein, „wie soll ich mit meiner schwachen Einsicht einem so helldenkenden Geist Anleitungen geben, ich habe nicht den Muth ihm die geringste Vorstellung zu machen; soll ich mich seiner Verachtung, seinem Hohne aussetzen? Es würde mich tödten. Nein mein Herr, lassen Sie mir das Bewußtsein meiner Schwäche, Alles was ich zu thun vermag ist, daß ich ihm sein großmüthiges Geschenk zurückstelle, daß ich ihm Freiheit gebe und aller seiner Versprechungen entbinde."

„Was dieses Papier betrifft," erwiederte Grimaldi, indem er Bonvoisins Anweisung aufhob und in die Hände der Prinzessin legte, „so wird diese edle Dame

Ihre Freundin die Verantwortung vor Gott und ihrem Gewissen auf sich nehmen, über Sie zu wachen, daß nicht eine unbesonnene Aufwallung von Schwärmerei Sie eines Gutes beraubt, welches in unseren Zeiten von unsäglichem Werthe ist. Geld, Mademoiselle, ist Leben — man tödtet denjenigen, dem man es entzieht."

„Mein Herr Sie vergessen, daß es mein Eigenthum ist wie mein Leben und daß ich die Freiheit habe über Beides zu verfügen."

„Das haben Sie, Ihre Freunde aber haben auch das Recht Sie zurückzuhalten, wenn Sie sich — und Bonvoisin in einen Abgrund stürzen wollen?

„Und Bonvoisin?" fragte Aurelie bestürzt, „warum ihn?"

„Weil Arthur vielleicht eines Tages ein Bettler sein wird. Wollen Sie das Geld nicht als Ihr Eigenthum betrachten, gut, so bewahren Sie es als ein Unterpfand für seine Zukunft, es können, es müssen furchtbare Tage über ihn kommen, wenn er seinen Sinn nicht ändert. Sein Schicksal steht in Ihrer Hand, nur Sie können es zum Guten lenken, es bedarf keiner großen Beredtsamkeit, wenn die Liebe spricht. Um Arthurs Willen bitte ich Sie, suchen Sie seinen starren Sinn zu lenken, retten Sie ihn!"

Lange schwankte das gepeinigte Mädchen zwischen Mangel an Selbstvertrauen und liebender Zuversicht, endlich siegte die Liebe. „Wohlan," sagte sie, „was muß ich thun, um Arthur zu retten?"

„Sie müssen ihn zu sich bescheiden. Der Herzog hat einen Brief von seiner Mutter erhalten. Ich lege

ihn in Ihre Hände — er wird ihn nur aus Ihrer Hand empfangen."

Eine Stunde später stand Arthur verlegen, in sich selbst versunken und beim Anblick der stummen Thränen Aureliens, welche keine Worte fand, vor seiner Geliebten. Er trug den Arm in der Schlinge, und seine Haltung war die eines Menschen, der alle seine Zuversicht verloren hatte. Von Zeit zu Zeit warf er scheue Blicke auf Aurelien, sein Herz drängte ihn in ihre Arme aber sein Stolz, sein Bewußtsein hielten ihn zurück. Es war ein Gemisch von Trotz und Herzensangst was sich in seiner Physiognomie spiegelte, er wußte, daß er das Recht verwirkt hatte, die Rechte des Geliebten geltend zu machen, und daß sein Stolz, seine gefühllose Vernunft, wollte er sie hier geltend machen, nach dem Bruch seiner Versprechungen eine verächtliche Rolle spielen würden. Allein er war mit dem Vorsatz gekommen, seinen besseren Gefühlen einen Zaum anzulegen, seine vermeintliche Schwachheit nicht obsiegen zu lassen über seine Vernunft und das was er für das Gefühl seines Berufes hielt. Er machte daher nach einiger Unschlüssigkeit eine gewaltige Anstrengung, und fragte endlich mit möglichster Tonlosigkeit und Kälte:

„Ich denke Mademoiselle haben mich hierher beschieden, um mir einen Brief meiner Mutter zuzustellen?" Aurelie vermochte nicht zu antworten, aber sie nahm den Brief aus ihrem Busen und wollte ihn Arthur überreichen. Bei dieser Bewegung nun kam es, daß sie den Brief seiner verwundeten Rechten zuwendete, was Arthur nöthigte, seinen linken Arm vorzustrecken. Die-

ser kleine Umstand gab Aurelien plötzlich durch die Erinnerung, welche er weckte, eine entschiedene Haltung.

„Sie sind verwundet!“ sagte sie in heftiger Bewegung und schluchzend, „ach Arthur, wie konnten Sie so grausam sein mich in solcher Angst zu lassen? Wenn Sie mich nicht mehr lieben, hätten Sie doch daran denken sollen, daß — ich – nicht so schnell vergessen konnte, was zwischen uns vorgefallen.“

Arthur war sichtlich gerührt, aber ein falscher Stolz ließ ihm die Affectation einer unerschütterlichen Kälte, als eine Seelenstärke erscheinen, jugendliche Selbstüberschätzung machte ihn grausam, und obwohl sein Herz blutete, gewann er es doch über sich es zu besiegen!

„Aurelie, ich sehe die Stunde ist gekommen, wo ich gegen Sie wahr und hart sein muß, weil es meine Bestimmung so will, weil die Vernunft es gebietet. Lassen Sie uns kalt und ruhig unser Verhältniß beurtheilen. Meine Mutter suchte Verbindungen mit diesem Hause, mich selbst führte der Ehrgeiz hierher. Ich machte Ihre Bekanntschaft und die Leidenschaft riß mich hin, Ihnen Geständnisse und Betheurungen zu machen, welche übereilt waren. Ich sage es Ihnen offen, ich kann die letzteren nicht erfüllen. Ich kann noch lange nicht daran denken, mich zu verehlichen. Ich bin zu einem thatenreichen Leben geboren, wo eine Gattin mich in Allem hindern würde. Ich würde unaussprechlich elend sein durch den Zwang von Familienverhältnissen. Ich würde auch Sie uglücklich machen, denn ich fühle es, meine Thatenbegier ist größer als meine Liebe. Ich bitte Sie, entschlagen Sie sich aller Schwärmerei und beurtheilen Sie ruhig meine Lage. Ich sehe mich durch

alle meine Verhältnisse, durch meine Fähigkeiten und endlich durch die Zeit zu einer großen Rolle berufen. Ich würde mich selbst verachten müssen, wenn ich nichts weiter sein könnte, als der Mann einer Frau."

„Mein Herr," antwortete Aurelie, „Sie sind frei — es steht bei Ihnen mich zu verlassen, Ihren Eid zu brechen, aber um Ihres eigenen Wohls willen, das mir stets theuer sein wird, beschwöre ich Sie, wohl zu bedenken, ob Sie die Laufbahn, welche Sie einschlagen, nicht einst zum Elende führen kann. Ich verstehe nichts von den Dingen, welche Sie treiben, aber Männer, welche Sie bedauern, haben mir gesagt, daß Sie einem Abgrunde zueilen. Ich weiß nicht, ob sie recht haben, aber mein Herz sagt mir, daß Sie auf Ihrer Bahn nicht glücklich sein werden. Eine unerklärliche Angst weissagt mir, daß Sie nicht den rechten Weg gehen. Arthur — um Ihres eigenen Glücks wegen beschwöre ich Sie, entsagen Sie diesen finsteren Umtrieben, welche Ihr Herz und Sie verderben werden!"

„Und wer hat Ihnen diese unglückliche Ahnung beigebracht?" fragte Arthur.

„Ein Freund, der Sie so liebt, wie ich — ein wahrer erfahrener Freund. Er sagte mir, daß Sie von Ehrgeiz verblendet alle Ihre edleren Gefühle unterdrücken, daß Sie die Tugend und die Menschen verachten und brüten planloses Unheil. Ach ich sollte Ihnen alles dies nicht sagen, dringen Sie nicht in mich, — ich werde Ihnen nicht mehr sagen können, als daß Sie mich und sich selbst elend machen."

„Und wie können Sie von mir verlangen, Aurelie, daß ich auf die Rathschläge eines Unbekannten hin,

meiner Ehre, meiner ganzen Zukunft, mirselbst entsage? Was wissen Sie von meinen Plänen, meinen Unternehmungen? Müßten Sie mich nicht selbst verachten, wenn ich so schwach sein könnte, mich von den Eingebungen Ihrer Schwermuth regieren zu lassen? Welche Ehe würden Sie dann mit mir führen! Aurelie, Sie kennen nicht dieses Elend, welches man die Ehe nennt. Es war von mir Unrecht, Sie darüber im Dunkel zu lassen. Es gehört für diese Ehe ein Mann, der keine Ehre, keine Thatkraft, keine Seele hat. Sie wollen, ich soll alle meine Aussichten aufopfern für das stille Glück am Busen einer geliebten Gattin. Kennen Sie denn dieses Glück? Kennen sie die geheimen Qualen eines Gatten, der durch diese Kette der Ehe an sein Haus, sein Bett gebunden, Allem entsagen muß, was das Glück und den Stolz des wahren Mannes ausmacht? Kennen Sie das Glück dieser Gattin, welche von Kummer und Eifersucht verzehrt jeden Schritt ihres Mannes belauert, ihn durch die eigenen Qualen zu Tode peinigt? Diesen ehlichen Krieg um tausend nichtswürdige Kleinigkeiten, um einen unbewachten Blick, um ein Band, um ein paar Ohrringe, um einen versäumten Ball? Ich entsage Ihrem Besitz Aurelie, weil ich Sie liebe, weil ich Sie nicht quälen, nicht grausam gegen Sie sein will."

Aurelie erstickte fast in ihren Thränen, diese schonungslose kalte Sprache durchbohrte ihr Herz und nur die Erinnerung an Grimaldis flehentliche Bitte, Arthur zu retten, vermochte ihr Fassung zu geben, um auf solche grausame Offenherzigkeit zu antworten.

„Sie mögen Recht haben," sagte sie, oft von Thrä-

nen unterbrochen, „daß Sie mit mir nicht glücklich sein werden, ich bin zu unbedeutend, zu beschränkt für Sie. Mein Gott, ich spreche ja nicht für mich, Sie sollen mir nichts opfern, man hat mir ein Geschenk ihrer Großmuth hinterbracht und wider meinen Willen in Verwahrung genommen. Ich werde es Ihnen sicher wieder zurückstellen, denn ich will Ihnen kein Opfer auferlegen. Nur Todesangst um Ihre Person spricht aus mir. Ich zittere für Ihre Ehre, für Ihr Leben. Solcher Unternehmungsgeist wie Sie ihn besitzen, schrankenlos, weder vor Achtung menschlicher Gesetze noch der Religion gezügelt, muß Sie — ach lassen Sie es mich nicht aussprechen was ich schaudernd voraus ahne — Arthur, Arthur — es hieße für mich tausend Tode sterben, wenn ich es erleben müßte, — sein Sie barmherzig gegen sich selbst — treten Sie nicht ihr Glück unter Ihre Fersen, lassen Sie ab von dem furchtbaren Würfelspiel um Ihr eigenes — ach ich kann es nicht verhehlen — mir über Alles theures Haupt.“

Sie warf sich zu Arthurs Füßen und umklammerte sie. Arthur bebte — aber ein dämonischer Enthusiasmus ließ ihn in dieser starken Prüfung nur eine willkommene Probe seiner Seelenkraft finden, denn der unselige Wahnsinn der Herrsch- und Ehrbegier gab ihm den Dolch in die Hand, womit er die Liebe in seiner eigenen Brust tödten sollte. Mit einer Art von grausamer Freude beschloß er dieses ihm ergebene Herz vollend zu zerreißen. Er hob Aurelien mit sanftem Zwang von der Erde auf und sagte mit schneidender Kälte.

„Mademoiselle, Sie betrüben mich in der That. Was soll diese Demüthigung vor einem Mann, der alle

Weichlichkeit der Gefühle abgeschworen hat, um mit festem Blick sein Ziel zu verfolgen? Klagen Sie das Verhängniß an, welches uns trennt, ich muß das thun was mir zukommt."

Verzweifelnd rang Aurelie die Hände, ein Krampf erschütterte ihren Körper, sie verfiel in ein heftiges Zittern, welches mit Konvulsionen und epileptischem Geschrei endigte. Plötzlich sprang eine Thüre auf und die Prinzessin und Grimaldi eilten herbei der Kranken Hilfe zu leisten.

„Unmensch," rief die Prinzessin, „Sie haben sie getödet!"

Grimaldi warf einen Blick voll Verachtung auf Bonvoisin und nahm die zusammensinkende Unglückliche in seine Arme. Arthur überrascht und empört darüber, daß er behorcht worden sei, betrachtete mit verstecktem Grimme die Gruppe.

„Ei sieh da," sagte er hohnlachend, „Herr Grimaldi — wahrlich ein feiner Streich ganz Ihres erhabenen Geistes würdig. Sie sind also eifersüchtig auf Ihren Rivalen und fürchten, es könne in der politischen Intrigue aus Ihrem Schüler Ihr Meister werden. Wahrlich, was Sie hier angezettelt haben mit aller Feinheit eines gemeinen Polizeispiones beweist das Gefühl Ihrer Schwäche."

Ohne Gruß, theilnahmslos seine Blicke von Aurelien abwendend, ging er langsam aus dem Zimmer, indeß ihm Grimaldi mit Blicken voll Angst und Trauer nachblickte.

„Mein Gott, mein Gott," rief dieser voll

Schmerz aus, „was hat dieses unselige Weib aus den armen Knaben gemacht!“

Nach einigen Minuten erholte sich Aurelie unter dem tröstenden Zuspruch ihrer Freundin.

„Eilen Sie nun, Prinzessin, mit dem besprochenen Briefe. Es ist kein Augenblick zu versäumen. Ich kenne Bonvoisin's Anschläge. Er ging mit einem wilden Muth von uns. Er wird nicht unthätig bleiben. In weniger als 8 Tagen können wir schreckliche Dinge erleben.“

Und während er Aurelien mit starken Essenzen labte, diktirte Grimaldi der Prinzessin folgenden Brief.

„Eure Excellenz!

„Ich beeile mich Ihnen zu melden, daß durch die Bemühungen wohldenkender Männer die Ruhe wieder hergestellt ist. Die Regierung ist wieder organisirt und obwohl der unglückliche Monarch, welchen Frankreich verstieß, wohl alle Hoffnung verloren hat, je wieder eingesetzt zu werden, so hat Europa das vollbrachte Ereigniß nicht zu beklagen. Allein die Gefahr ist nicht vorüber. Eine sehr mächtige Parthei, mit allen Mitteln der Intelligenz, mit Waffen und Geld versehen, arbeitet auf eine endlose Anarchie hin. Es giebt nur ein Mittel die Pläne dieser Parthei, welche Alles in den Staub treten will, zu vereiteln: Beschwichtigung der gerechten Klagen des Volkes, Garantieen für die Männer des besonnenen Fortschritts, Anerkennung und Unterstützung der neuen Regierung. Eure Excellenz werden diesen Preis nicht zu hoch finden, um damit den Frieden zu erkaufen.“

„Er wird dieß nun und nimmer unterzeichnen," sagte die Prinzessin, als sie den Brief beendigt hatte.

„Er wird unterzeichnen," erwiederte Grimaldi! „er kann nicht fliehen, auf der nächsten Station würde er todt sein, so hat ihn der Schreck mitgenommen. Er wird sein Vermögen, sein Leben, seine Familie zu retten, nicht anstehen, meinen Rath zu befolgen. Gehen Sie mit Gott, Prinzessin. Das Schicksal der Welt ruht in Ihren Händen. So ist der wunderbare Lauf dieser Welt, daß die Hand eines schwachen Mädchens oft ein Weltgeschick trägt. So wie der Herzog unterzeichnet hat, expedire ich den Kourier auf meine Kosten. Eilen Sie — es ist kein Augenblick zu verlieren."

„Beruhigen Sie sich, meine Freundin," sagte Grimaldi, hierauf zu Aurelien, welche erschöpft vor sich hinstierend dasaß und ihr Kinn auf den Busen sinken ließ, „es ist kein Glück, die Braut eines reißenden Thieres zu sein!"

Der Bankbruch.

In dem Comptoir der Frères Fichon herrschte eine ungeheure Verwirrung. Die Chefs des Hauses waren verschwunden, mit bleichen verlegenen Mienen schlichen die Comptoirbeamten umher, sichtbar ohne zu wissen, was sie thun sollten. Einige Personen harrten mit Papieren in der Hand voll Angst auf die Ankunft des ersten Buchhalters — es waren Scontisten verschiedener Kaufleute und Banquiers, welche große Wechselforderungen einzukassiren hatten, und welchen man bedeutet hatte, daß irgend ein Unfall den Buchhalter ab=

gehalten haben müsse zu erscheinen. Das Haus, als eines der größten in Paris genoß einen so ungeheuren Kredit, daß Niemand die wahre Ursache dieser Verwirrung zu ahnen schien, bis endlich der Buchhalter athemlos und mit entstellten Zügen hereingestürzt kam und mit lauter sehr bewegter Stimme verkündete:

„Meine Herren, das Haus hat seine Zahlungen eingestellt!“

Mit stummen Schrecken verschwanden alsbald die anwesenden Commis, welche unverzüglich in Fiaker stiegen, um so schnell als möglich ihren Chefs die Nachricht von dem Bankerotte der Herren Fichon zu hinterbringen. Ein abgerissener Mensch mit kupferigem Gesicht und verbundenem Kopf blieb in dem Comptoir zurück. Es war der deutsche Agent Millerhover, welcher seine Haut glücklich gerettet hatte. Während das dienende Personale alle Thüren verschloß und das Comptoir sperrte, begab sich Millerhover auf einen Wink des Buchhalters in ein kleines Cabinet und verschloß die Thüre hinter sich.

Ehe wir ihr geheimes Gespräch belauschen, ist es nothwendig, die großartigen Spekulationen des berühmten Hauses Fichon einer nähern Prüfung zu unterziehen. Charles Leon Fichon, der Begründer des Hauses, war ursprünglich ein jüdischer Mäkler in Venedig, welcher Wechsel discontirte und kleine Wuchergeschäfte machte; mehrere Handelshäuser benutzten ihn zum Börsenagenten. In dieser Stellung lernte Fichon die außerordentliche Leichtigkeit und Sicherheit kennen, womit ein geschickter Kaufmann, wenn er nur Kredit hatte, unermeßliche Summen an sich reißen konnte. Sein

raffinirter Geist entdeckte bald, daß es ihm leicht gelingen werde seine Lehrmeister und Chefs zu übertreffen, sich über sie empor zu schwingen und aus seinen Herren seine Vasallen zu machen. Die Wahrheit des Sprüchworts fühlend, daß es keinen Propheten gebe im eigenen Vaterland, begab er sich nach Paris. Er begann seine Laufbahn damit, daß er die ganze Summe seiner Ersparnisse, welche sich circa auf 10000 Francs beliefen, in einem Kreditbrief nach Paris brachte; dadurch kam er sogleich in Verbindung mit einem Banquier, den er ahnen ließ, daß ihm weit größere Summen zu Gebote stehen. Sein zweiter Schritt war, daß er für die Summe seiner Ersparnisse, nachdem er sie in Empfang genommen, mehrere Wechsel ausstellte, welche er sich von verschiedenen Plätzen aus und durch verschiedene Häuser einkassiren ließ, um dann die Summe abermals hin und her zu schicken. Durch dieses Spiel brachte er es dahin, daß sein Name in den Contobüchern aller Wechsler figurirte, bald als Gläubiger bald als Schuldner, (welcher natürlich immer prompt bezahlte). Seine zehn tausend Francs wurden in einem Jahre so oft umgesetzt, daß er nach einem Jahre in dem Ruf stand ein prompter Zahler und ein reicher Mann zu sein. Niemand zwar kannte seine Geschäfte, denn er bekam Briefe und Anweisungen aus allen Weltgegenden, stand mit allen Handlungshäusern in Verbindung, aber eben dieses geheimnißvolle Dunkel, welches auf seinem Treiben lag, vermehrte seinen Kredit bald so, daß seine Wechsel von allen Banquiers in Paris als baares Geld betrachtet wurden. Während dieser Zeit lebte Fichon in Paris mit 600 Francs

jährlich, entbehrte jedes Vergnügen und dieser scheinbare Geiz erhöhte nur seinen Kredit. Als endlich Fichon in der Handelswelt einen guten Namen erworben hatte, begann er Wechsel auszustellen weit über den Betrag seines Vermögens und große Summen waren bald angemessen placirt. Er suchte kleine aber solide Kaufleute auf, welche jedoch keinen Kredit hatten, erleichterte ihnen ohne einen Pfennig auszugeben und zu riskiren große Bestellungen, für deren Betrag er sich sicherte, und nahm für seine Gefälligkeit 2 Procent in Anspruch. Auf diese Weise erwarb er sich ohne alle Gefahr binnen Jahresfrist ein großes Vermögen. Der Name Fichon war bereits ein glänzendes Gestirn in der Handelswelt und obgleich sein Träger nicht mehr als 100000 Francs besaß, hatte er doch schon einen Kredit von mehreren Millionen. Ganze Schiffsladungen Waare, ungeheure Summen liefen auf Adresse. Erst jetzt eröffnete Fichon ein Comptoir, miethete eine Local zu 10000 Francs, stellte ein Personale mit 20000 Francs Gehalten an, und bezog nun Alles direkt. Ostindien, China, Egypten, Italien, die Türkei — kurz alle Länder der Welt kannten den Namen Fichon. Obwohl Fichons ganzes Vermögen nur in 100000 Francs bestand, nahm er doch nun von Niemand mehr Geld zu einem höheren Zinsfuß als 3½ Procent an, und ließ sich von den Reichen in Paris sehr bitten, wenn er selbst zu diesem Zinsfuß Gelder übernahm.

Dies war der Ursprung des Hauses Fichon. Aber allmählig genügte es Fichon nicht mehr einen Theil des Handels zu beherrschen, denn er hatte ein neues Geheimniß des Reichthums entdeckt: die Be-

herrschung des Geldhandels. Er fand, daß es immer geschickten Gaunern leicht werden müsse, selbst über den Reichthum und die Einkünfte des Staates zu gebieten. So wie in der Handelswelt Kredit über Mangel an solchem herrscht und den Kaufmann tyrannisirt, so konnte man die Staaten knechten indem man ihnen den Kredit entzog. Fichon basirte auf diese Berechnung eine kühne Spekulation.

Einige positive Spekulationen, wozu sich Fichon hatte verleiten lassen, verursachten ihm einen Verlust von einer halben Million. Obwohl er nun nicht so viel aktives Vermögen besaß, so genirte ihn derselbe nicht im mindesten. Allein er ward Veranlassung dazu, daß Fichon die ganze Macht seines Kredits auf den Papierhandel warf. Er suchte den Cours zu beherrschen und von allen Schwankungen Vortheil zu ziehen, da er jedoch mächtige Concurrenten hatte, so reichten seine Mittel wohl nicht zu, um entsprechende Resultate herbeizuführen. Um nun in Zukunft seiner Berechnungen sicher zu sein, suchte er diejenigen Ereignisse künstlich hervorzubringen, welche den Cours zu beherrschen pflegten. Fichon verlegte sich daher auf politische Intriguen. Er suchte die Freundschaft von bedeutenden Staatsmännern, was ihm mit Hilfe des Geldes leicht gelang. Er bewarb sich um das Vertrauen und die Gunst der Häupter der Partheien, und erwarb sie sich eben so mühlos durch dasselbe Mittel. Er machte also die große Entdeckung, daß man in dieser durch und durch politischen Zeit, wo jeder Ouvrier ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen muß, um in Ruhe mit seinen Kameraden zu leben, nur durch ein Mittel über allen Partheien steht, nur

durch ein Mittel regiert und regiert wird, durch Geld. Durch dieses wunderbare Mittel entlockte er den Staatsmännern ihre Geheimnisse, durch dieses Mittel machte er die wildesten Republikaner zahm, kaufte er sich Agenten und Aufwiegler, Zeitungsschreiber, Priester und Advokaten. Allmählig wurde Fichon durch einige gelungene Unternehmungen verwegen. Durch einen gewissen Cours wollte er eine unermeßliche Geldmasse an sich reißen. Es gelang ihm mit Hilfe seiner Kenntniß aller Lagen des Staates, alle Bewegungen der Partheien mit zu leiten oder doch von ihnen stets unterrichtet zu sein. Die Marquise von Bonvoisin nahm an seinen Unternehmungen theils direkt, theils indirekt Antheil. Ihr Geist war es vorzüglich, der Fichon in seinen Spekulatiouen leitete. Er that was sie wollte, ohne jedoch sich selbst jemals zu vergessen und suchte die Marquise und ihre großen Leidenschaften als Mittel zum Zweck zu nützen. Denn Fichon hatte das Interesse, alle Leidenschaften, wovon sich Thaten, Bewegungen versprechen ließen, zu nähren, zu schmeicheln und anzuspornen. Er hatte seine Aufhetzer in Spanien, welche beide Partheien gegen einander aufbrachten, er hatte seine Complottschmiede, seine agents provocateurs in Paris. Er hatte eben so viele Mouchards in seinem Solde, als Männer der Agitation und Emeute, an seiner Tafel speis'ten heute Minister, morgen liberale Volksdichter, die Journalisten aller Farben, die Stützen aller „guten Sachen."

Der junge Bonvoisin schien Fichon ganz der Mann dazu, ihm durch einen verwegenen Streich die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Dieser

junge Mann haßte Alles, was fest stand, was sich nicht bewegte und strebte nach Herrschaft. Dies war einem Manne wie Fichon, — welcher das Interesse hatte zu wünschen, daß sich Alles bewege und aufreibe, um von den aufgelockerten Dingen so viel möglich an sich reißen zu können — von unberechenbarem Werth. Bonvoisin hatte endlich den persönlichen Muth, der Fichon ganz abging. Er beschloß daher sich seiner mit Vorsicht zu bedienen, indeß er den Schein, Bonvoisin zu dienen, auf sich nahm. Er hatte Bonvoisin große Summen zur Verfügung gestellt, um die Revolution aufs Aeußerste zu treiben. Er hatte Waffen aus England beigeschafft, Emissäre in alle Theile Europa's geschickt, um überall zu hetzen und den Ausbruch einer großen europäischen Staatskrisis herbeizuführen. Nichts schien unter den damaligen Umständen leichter als den Ausbruch eines Krieges herbeizuführen. Auf diesen Zweck waren alle seine Berechnungen und Spekulationen gerichtet. Es schien unmöglich den Sturz aller Geldcourse, worauf sich sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, aufzuhalten; Bonvoisin wünschte ihn als Mittel zum Zweck — seine Mutter nicht minder. Die Reise der Marquise hatte wie wir gesehen haben keinen anderen Zweck als im Sinne Fichons zu handeln.

Demnach hatte Fichon seine verwegene Spekulation eingeleitet. Er hatte ungeheure Massen baaren Geldes aufgehäuft und Alles darauf gesetzt, daß der Cours fallen müsse. Aber die Mine, welche er angelegt mit dem Beistande Bonvoisins und der Marquise war von Grimaldi entdeckt worden. Dieser tugendhafte Character sah die schrecklichen Folgen, welche

man der Julirevolution geben wollte, voraus und bemühte sich dieselben zu vereiteln. Aufgewachsen in kriegerischer Zeit hatte er alle heimlichen und offenen Künste des Kriegs kennen gelernt. Er wußte diejenigen, welche wie Fichon eine Revolution wollten, um sich zu bereichern, zu entlarven und stellte den unter den Fahnen Fichons fechtenden Börsenmineurs eine mächtige Coalition von Contremineurs entgegen. Da er bei allen seinen Bestrebungen uneigennützig war, so gelang es ihm besser, sein Werk zu vollbringen, als seinen Gegnern, besonders da er durch die moralische Gewalt, welche er über den kranken Herzog von Limosin ausübte, die Fäden der europäischen Weltpolitik in Händen hatte, denn der Rath eines Mannes, welcher im Rufe der alleräußersten Uebertreibung absolutistischer Grundsätze stand, hatte ein zu großes Gewicht bei der Abwägung der Kriegsfrage, als daß derselbe hätte mißachtet werden können. Wenn nun auch diese Contreminen Grimaldis nicht allein den großen Umsturz der Weltpolitik, wonach dieselbe ganz neuen Prinzipien zu huldigen schien, um nur den Frieden zu erhalten, vollbringen konnten, so bewirkten sie doch die Beschleunigung desselben. An demselben Tage, an welchem Fichon bereits seine Ernte zu halten hoffte, trat plötzlich eine so gewaltige Gegenkrisis ein, daß Fichon sein Spiel nicht mehr fortsetzen konnte. Dieser Schlag kam so gewaltig und plötzlich, daß Hilfe unmöglich war. Fichon ergriff daher die einzige Parthie, welche ihm zu ergreifen übrig blieb, um nicht seinen Reichthum zu verlieren: seine Zahlungen einzustellen. Als ein geschickter Feldherr, war er während seiner ganzen Lauf-

bahn immer auf den Rückzug bedacht gewesen. Daher befanden sich alle seine Papiere in schönster Ordnung, die Bilanz so schön gebaut aus Lug und Trug, die Bücher so klar und die ganze Insolvenz so gut motivirt und erklärt, daß er mit der größten Seelenruhe mit zwanzig Millionen Francs baaren Geldes in demselben Augenblicke nach London reisen konnte, wo er die doppelte Summe hätte zahlen sollen.

Als der Buchhalter des Herrn Charles Fichon sich mit Herrn Millerhover allein und durch wohlverschlossene Doppelthüren von der übrigen Welt und der lästigen und gefährlichen Neugierde des Comptoirpersonals getrennt sah, holte er mit großer Seelenruhe eine Flasche Champagner sammt zwei Gläsern und Havanacigarren herbei und nahm mit dem zerlumpten Vagabonden Platz an einem traulichen runden Tischchen, welches schon oft Zeuge der vertraulichen Mittheilungen zwischen den beiden Freunden gewesen war. Robert Machair der Buchhalter war ein wohlerhaltener sehr jugendlich aussehender Vierziger mit klugen Fuchsaugen, elegant in Bewegung und Gestalt, ein Lebemann, den nichts verdroß und bekümmerte, und der um den Bestürzten zu spielen, seine blühenden Wangen hatte mit Kreide bleichen müssen. Derselbe war Fichons vertrauter Freund und durch einen Umstand an seine Interesse gekettet, der Machair niemals erlaubte, auf eigene Faust zu handeln. Machair, welcher die Flasche und die Mädchen liebte, hatte nämlich als einfacher Commis in Fichons Comptoir, in einer augenblicklichen Noth eine Wechselfälschung begangen. Da er seinen Prinzipal an Thätigkeit, Kenntnissen und zuweilen am Raffi-

nement übertraf, zu leben wußte und durch Hilfe der Frauen, die ihn sehr begünstigten, die Unternehmungen des Hauses unterstützen konnte, zahllose Beweise seines Talents gegeben hatte und zufrieden war, wenn er seinen Neigungen fröhnen konnte, im Uebrigen Fichon gerne seinen übermäßigen Reichthum vergönnte, so fand es Herr Fichon für gut, den barmherzigen Menschenfreund zu spielen, seinen Gehalt zu verzehnfachen und ihn in die Geheimnisse seiner Unternehmungen völlig einzuweihen.

„Aber Freundchen!" fragte Millerhover den Ehrenmann, „jetzt sagen Sie mir schnell, was das Alles bedeuten soll? Wie steht es mit meinem Kapital, Sie scheinen darüber in keiner Besorgniß zu sein."

„Pah," sagte Machair, indem er sich mit dem Taschentuch die weiße Schminke vom Gesicht wischte, „wer fragt nach solchen Kleinigkeiten?"

„Teufel auch," entgegnete Millerhover, „es ist mein halbes Vermögen."

„Und wenn es Ihr ganzes wäre," sagte Machair lachend, „hole es der Teufel. Kommen Sie, trinken Sie ein Glas auf die Gesundheit unseres Wohlthäters, des unvergleichlichen Mannes Charles Leon Fichon — er lebe!" Und Herr Machair entkorkte die Flasche, schenkte die Gläser voll und trank das seinige aus. Als er sah, daß Millerhover etwas zögerte, fuhr er heftig auf:

„Gott soll mich verdammen, wenn ich Dir die Flasche nicht an Deinem dicken deutschen Schädel zerschlage, wenn Du nicht trinkst, tête carrée — auf

das Wohl unseres Wohlthäters, sage ich, hörst Du?"

„Ah so ist mein Geld gerettet!" sagte Millerhover, welcher unter keinerlei Umständen den Wein verschmähte, indem er langsam sein Glas ausschlürfte.

„Du zweifelst noch immer? Was doch so ein viereckiger deutscher Lümmel Zeit braucht, um zu begreifen. Hier sind Deine lumpigen 20000 Francs."

Mit diesen Worten nahm Machair aus seiner Brieftasche ein Papier und warf es Millerhover ohne Umstände an den Kopf. Dieser haschte es freudetrunken von der Erde auf, überzeugte sich, daß es eine gute Anweisung an die englische Bank war und entgegnete voll Verwunderung:

„Was Teufel 20000 Francs, ich habe ja nur 10000 zu fordern?"

„10000 oder 20000," antwortete Machair neuerdings einschenkend, „was liegt daran. Monsieur Fichon ist ein Edelmann und kein Filz und weiß seine Freunde zu schätzen. Willst Du trinken altes Polizeigesicht?"

„Ob ich trinken will?" brüllte Millerhover, „ein Faß will ich leer machen, wenn es die Gesundheit dieses Ehrenmannes betrifft — er lebe hoch und sterbe niedrig, das ist im Bette, wenn er lebenssatt ist. Aber erkläre mir auch wie Alles ist — man macht banderott und wirft das Geld zum Fenster hinaus. Wenn Herr Fichon mir 10000 Francs schenkt — wie viel muß er Dir erst gegeben haben, damit Du seine Gesundheit trinkst? Deine Gewogenheit ist doch gewiß theurer wie die meinige."

„Ich sage Dir, Herr Fichon ist ein Edelmann —

er weiß seine Freunde zu schätzen, er ist ein Genie, er verdient der Gläubiger von sechs großen Monarchieen zu sein. Dieser Bankerott ist ein Meisterstück der Finanzkunst, alle Bücher in Ordnung, das ganze Dienstpersonale theils lebenslänglich versorgt, theils reichlich beschenkt, und zwanzig Millionen baares Geld im Trockenen, ungerechnet vieler liegender Güter, welche auf andere Namen geschrieben, für Rechnung des Herrn Fichon verwaltet werden, ungeachtet einer Tantieme bei der englischen Compagnie und was weiß ich noch! Kein Mensch kann Herrn Fichon etwas anhaben. Stoß an Bruder, es lebe die Finanzkunst des Jahrhunderts!"

„Aber erzähle mir doch den Hergang der Sache. Gott weiß wie andächtig ich Dir zuhören werde, wenn Du mir nur ein wenig Unterricht geben wolltest, wie man heutzutage bankerott machen und zwanzig Millionen gewinnen könne. Ich möchte dieses Geheimniß für ein Stück Geld meinen hochachtbaren Regierungen, welchen ich diene, als treuer Knecht verkaufen. Wer weiß, ob nicht manche davon Nutzen ziehen könnten."

„Gewiß so wahr Du der geriebenste Schelm Deines Stammes bist. Ich sage Dir, dieser Fichon ist ein großer Mann, fast so groß wie — Du weißt, wen ich meine — der nie mehr bankerott machen kann, ohne daß ganz Europa bankerott macht. Höre, was Herr Fichon zu mir gestern sagte. Mein lieber Machair, sagte er mit feierlichem aber heiterm Ernst zu mir, ich fürchte, wir werden unser Spiel nicht fortsetzen können. Es ist unmöglich schon, daß die Course so schnell und stark herab kommen, wie wir erwartet haben. Morgen kommen die ersten emittirten Papiere an mich retour —

ich habe ungefähr zwanzig Millionen Bons, Anweisungen und Wechsel, ferner ebenso viel an Differenzen innerhalb der nächsten Monate zu zahlen. Ich denke mein lieber guter Machair, wir lassen das Spiel sein und thun, als wenn wir gewonnen hätten. Ich muß Ihnen auch sagen, daß ich mich ein wenig nach Ruhe sehne und so meine ich, wir machen einen guten Rechnungsschluß — den ich schon seit zehn Jahren fertig habe im Plane — und der, da die Bücher schon darnach eingerichtet sind, in sechs Stunden vollendet sein kann. Was Sie betrifft, mein lieber Machair, so trete ich Ihnen mein kleines Landgut in Noncheuil ab, wo Sie abwarten können, bis ich mich ausgeruht habe.''

„Hm — das ist mir nicht klar mein Freund,'' entgegnete Millerhover, „ich verstehe nicht, wie alles das so leicht angeht — es giebt doch Gesetze gegen den Bankerott — Teufel noch ein Mal — ich würde das niemals wagen.''

„Weil Du ein Tropf bist. Ich will Dir das erklären. Es giebt nichts Einfacheres und Schöneres als diese herrliche Methode, auf diese sicherste Weise das Geld anderer Leute zu bekommen. Freilich ohne — die tiefe Weisheit und Redlichkeit unserer europäischen Finanzwirthschaft wäre die ganze Sache unmöglich, allein mein Freund, es wird lange währen bis diejenigen, welche etwas zu sagen haben, ein Spiel verderben, welches für sie die größten Annehmlichkeiten hat. Man speculirt als großer Kaufmann und Banquier in ganz Europa — freilich mit mehr oder weniger Erfolg, je nachdem man mehr oder minder Talent, Charakter und Glück hat — in folgender Weise.

Man etablirt mit wenig oder keinem Gelde ein großartiges Geschäft und sucht sich auf alle Weise, durch freilich sehr schwierige Gaunerstückchen, Kredit zu verschaffen, dieß ist freilich nicht überall gleich möglich. Aber wer einige Menschenkenntniß besitzt, weiß sich seine Leute schon heraus zu finden. Es giebt Leute, welche Geld borgen, sobald sie nur einen großen — wenn auch leeren Geldkasten in einem Comptoir sehen. Andere borgen, wenn sie Dich am Arme eines bedeutenden Kaufmannes erblicken. Noch Andere borgen, wenn es bekannt und von dem Leumund berühmt wird, daß Du Deiner Frau treu bist. Nur sehr wenige gehen gründlicher bei ihrem Vertrauen zu Werk. Um sittliche Grundsätze, um wahrhafte Redlichkeit fragt kein Mensch. Hast Du nun Kredit, so legst Du Dir einen großen Sparhafen an, worein Du alles Geld legst, was Du nicht dringend nöthig zum Betriebe des Geschäftes brauchst — gleichviel ob es das Deinige oder geliehenes Geld ist. Diesen Reservefond greifst Du niemals an, den legst Du Deiner Gattin, Deiner Geliebten oder deren Kindern an. Bei allen Geschäften, wo etwas zu riskiren ist, arbeitest Du mit fremdem Gelde. Je größere Unternehmungen Du machst, desto besser ist es für Dich. Du begründest große Aktienunternehmungen, ohne einen Pfennig eigenes Geld. Es giebt in unserem Zeitalter Millionen von Einfaltspinseln, welche von ihren Kapitalien Zinsen — große Zinsen haben wollen, ohne etwas zu arbeiten, ohne ihr Geld zu überwachen, ohne Industrie. Diese schießen das Geld — der Banquier giebt bloß den Namen — er hat bloß die Gefälligkeit zu unterzeichnen

— macht die Unternehmung schlechte Geschäfte, so macht die Gesellschaft bankerott, der Banquier nie. Hast Du es ein Mal so weit gebracht, bei mehreren großen Unternehmungen mit Millionen betheiligt zu sein, welche Du nie hergegeben, vielleicht niemals besessen hast, so kannst Du Dein Geschäft ausbreiten und irgend einem S aate der Geld braucht, Geld leihen, hier machst Du es genau so, wie bei den Aktienunternehmungen. Die Einfaltspinsel geben Geld — Du nicht einen Heller. Du garantirst nur Summen, welche Du nie im Stande bist zu bezahlen und nimmst für diese Gefälligkeit vom Staate Procente, welche freilich zuweilen durch unerläßliche Opfer geschmälert werden dürften. Um ganz sicher zu gehen, lässest Du Dir für Deine lächerliche Garantie Bergwerke, Staatseinkünfte, Monopole verpfänden. Nur durch große Ungeschicklichkeit, unvorgesehene Krisen, kannst Du ein Mal Verlust erleiden. Bist Du nun solchergestalt durch Dein Gaunertalent großer Aktionär, Staatskreditor, Cavent auf eine Reihe von Jahren, welche selbst Deine Enkel nicht erleben können, dann machst Du Dir das Vergnügen, den Cours zu machen. Diejenigen Einfaltspinsel, welche gestern eingezahlt haben mit Agio — welche Dir für die Gnade es ihnen zu erlauben, große Procente bezahlt haben, müssen nun durch irgend ein falsches Gerücht, welches bestochene Mäkler und Journale verbreiten, oder durch irgend ein wahres Ereigniß, so in Schrecken gesetzt werden, daß sie Gott danken, wenn Du ihnen ihre Aktien und Staatsschuldscheine mit fünf bis zwanzig Procent Verlust wieder abnimmst. Hast Du nun wieder Ak-

tien und Obligationen in Händen, so lässest Du das natürliche Ereigniß wieder vorübergehen oder Du machst eine ungeheure Bestellung zum Einkaufe von Aktien, Du versprichst zehn Centimen über den Cours zu geben — die Einfaltspinsel werden nun kommen — einige werden verkaufen, die Mehrzahl wird aber pfiffig sagen: Aha, der große Banquier will kaufen — man muß jetzt warten und nicht verkaufen, Du bietest nun 20 Centimes 40 — 60 — 1 Franc, 2, 3, 4, 5 Francs — die Einfaltspinsel werden nun pfiffig sich die Hände reiben und werden nicht mehr unter Pari, endlich nur mit 5 Procent, bis zwanzig Procent über Pari verkaufen — ja Viele werden gar nicht verkaufen, weil sie in ihrer unermeßlichen Schlauheit voraussehen, daß der Cours noch um 80 Procent steigen müsse. Ist nun der Cours auf solche Weise hinaufgetrieben, so verkaufst Du nun die wohlfeil eingekauften Aktien für 100 — 105, 120 und gewinnst so große Summen. Dieses Spiel treibst Du fort, so lange Du lebst. Immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, werden die Einfaltspinsel immer wohlfeil verkaufen und theuer einkaufen. Nur Diejenigen werden mit Dir gewinnen, welchen Du Antheil an Deinem Gewinne gönnst. So werden die Einfaltspinsel allmählich ihr ganzes Geld verlieren, sie werden auch unter sich Börse spielen, aber ihr Gewinn und ihr Verlust wird in Deine Kassen wandern. Fürchte nicht, daß allmählich die Einfaltspinsel aussterben werden. Es wachsen jährlich neue zu — Napoleons Armeen wurden nicht so schnell komplettirt, wenn sie Märsche und Schlachten aufgerieben hatten, wie die Reihen der Einfaltspinsel. Diese Nar-

ren arbeiten oft bis in ihr hohes Alter mit der größten Anstrengung, um dann — wo sie hoffen, von ihren Zinsen zu leben — in kurzer Zeit ihr ganzes Vermögen beim Einkauf und Verkauf rentabler Papiere zu verlieren. Es giebt auch solche Einfaltspinsel unter den Banquiers — diese halten auf ihre Kosten den Kredit der Kaste aufrecht und machen gewöhnlich demungeachtet bankerott. Da es aber nun bei diesem Spiele zu geschehen pflegt, daß irgend etwas übersehen wird, oder daß ein plötzliches Weltereigniß Deine sicheren Berechnungen über den Haufen wirft, so mußt Du als vernünftiger Mann immer gefaßt auf Dein Ende sein. Es gibt in der papierenen Welt werthlose Effekten genug, womit Du 1000 mit 5 decken kannst. Kein Gesetz kann Dich hindern, zu stehlen, zu betrügen, wenn Du nur Geld hast, um Deine Advokaten und Richter zu bezahlen. So mein Freund, arbeiten die größten Häuser. Sie sind wie Monarchenfamilien — wenn der Staat zu Grunde geht, leben sie von ihrem Privatvermögen. Während die Monarchen mit einander Krieg führen, gestalten sich unter ihren Augen ganz neue Monarchieen: *Geldmonarchieen*. Diese werden mit der Zeit ganz Europa unterjochen, Armeen bezahlen, Kriege führen, Regierungen organisiren. Schon ist Alles was irgend Werth hat, in ihren Händen — Staatseinkünfte, Bergwerke, Monopole — sie brauchen nichts mehr als — Soldaten. Und wie die Sachen in Europa stehen, so können wir es noch eher erleben, daß die gut bezahlten, gut equipirten und verständig behandelten Soldleute eines Fichon und Consorten kriegsmuthig in den Kampf ziehen, bei

welchem sie immer etwas gewinnen werden, da Geldleute, wie sie nichts umsonst thun, auch nichts umsonst verlangen, als daß die monarchischen Heere unseres Zeitalters für fünf Sous des Tags und umsonst und für nichts jemals wieder ihr Leben aufs Spiel setzen, bloß um gute Soldaten geheißen zu werden und mit hölzernen Beinen auf den Boulevards für dein lumpiges Almosen Hunde und Affen tanzen und exerciren zu lassen, mit der Peitsche in der Hand, wie man sie hat exerciren und auf Schlachtfeldern tanzen lassen. Darauf kannst Du Dich schon jetzt verlassen, daß kein Krieg mehr, ohne Erlaubniß der Geldmonarchieen geführt werden darf und daß diese Geldkrisis, dieses unbegreifliche Steigen der Papiere, nur deßhalb stattfindet, weil es schon vor Fichon Leute gegeben, welche so gescheidt waren wie er und statt nach werthlosen Kronen — nach Geld getrachtet haben."

Mit innerm Wohlgefallen, bald lachend, bald trinkend, höchst erlustigt und vergnügt hatte Millerhover Machairs Bericht angehört. Jetzt ergriff er begeistert das Glas, umarmte Machair mit ausgelassener Freude und rief aus:

„Es leben die gescheidten Leute!"

In diesem Augenblick hörte man ein starkes Pochen an der äußersten Thüre.

„Was giebts?" schrie Machair barsch.

„Herr Machair haben mir befohlen, Sie zu benachrichtigen, wenn die Herren Michel und Dülochet angekommen sein würden. Sie sind da!"

„Was sind das für Herren?“ fragte Millerhover mit gewohnter Agentenneugierde.

„Auch gute Kinder,“ antwortete Machair, „aber es taugt nicht, daß sie Dich bei mir sehen und auch Du sollst nicht Ihre Bekanntschaft machen.“

„Aha, ich verstehe,“ entgegnete Millerhover, „Leut von der andern Seite. Du bist doch ein Teufelskerl, Machair, so alle Partheien an der Nase zu führen.“

„Ja Herr Fichon weiß Jedermann sich zum Freunde zu machen. Indessen war es gut, daß er sich in die Ruhe setzte, es hätte sonst leicht zu fatalen Aufklärungen kommen müssen. Nun leb wohl Bruder — apropos! meinst Du nicht, daß ich bei Tortoni für Dich, als politischen Verfolgten eine Collecte veranlassen könnte? Thu mir den Gefallen — ich kann mich da als künftiger Oekonom in einem vortheilhaften Lichte zeigen, ich muß suchen mich populär zu machen und hoffe bald in der Kammer der Deputirten zu sitzen — oder wenn Gott will in einem neuen Convent.“

„Immer zu!“ entgegnete Millerhover, „ich nehme Alles mit — man muß die Einfaltspinsel rupfen so oft man kann — Adieu Bruder Herz — leb wohl — auf Wiedersehen im Klubb. Apropos, weißt Du schon, man wird mich zum Präsidenten machen? Ich denke, der Posten kann einträglich werden, wenn wir einige reiche Gimpel zu Mitgliedern gewinnen, welche Geld für die Zwecke der Gesellschaft schießen. Nun adieu!“

„Meinen besten Glückwunsch — die Wahl konnte auf keinen Würdigeren fallen — leb wohl.“

Während Millerhover zur einen Thüre hinausschlüpfte — traten zur anderen die Herren Michel und Dülochet ein.

Drittes Buch.

1830.

„Meinen besten Glückwunsch — die Wahl konnte auf keinen Würdigeren fallen — leb wohl.“

Während Willechover zur einen Thüre hinausschlüpfte, traten zur anderen die Herren Michel und Schnabel ein.

Die Unsichtbaren.

Die Marquise von Bonvoisin brachte inzwischen ihre Zeit in ununterbrochenen Vergnügungen zu. Das Haus des Grafen Tresca hatte Alles aufgeboten, ihr den Aufenthalt in der schönen Residenz angenehm zu machen und das herrlichste Wetter begünstigte die Unterhaltungen der noch immer lebenslustigen Frau. Graf Tresca bemerkte mit unendlichem Vergnügen schon nach wenigen Tagen, daß diese starkmüthige Frau, deren Verstand er fürchtete, doch auch eine schwache Seite habe: das rauschende Vergnügen, die Pracht und den Luxus zu lieben. Während ihr Herz von einem Demantschilde bedeckt schien, während weder Schmeichelei, noch die künstlichste Heuchelei und Verstellung etwas über sie vermochten, während es unmöglich war, ihre Gefühle auf irgend eine Weise in Bewegung zu bringen, so daß sie die gewohnte Wachsamkeit auf sich selbst aufgegeben hätte, bemerkte Tresca, daß die prächtigen Vorstellungen der großen Oper, große Festlichkeiten und glänzende Versammlungen, ihre marmorne Physiognomie belebten und verklärten und sie oft auf sich selbst vergessen machten. Graf Tresca war über diese Ent=

deckung um so mehr erfreut, als er sich gewöhnt hatte, Alles zu wissen, Alles zu erforschen und es nie ohne ein peinliches Gefühl sehen konnte, wenn irgend eine Sache oder ein Charakter vor ihm verschleiert war. Er hatte zwar so viel Gewißheit in Bezug auf die Marquise, daß sie nicht war, was sie zu sein schien, aber es machte ihn krank, demungeachtet nicht zu wissen, was sie eigentlich war? Ob sie blos eine Börsenspekulantin, welche Geld gewinnen wollte, wie er? Ob sie eine leidenschaftliche Mutter sei, welche nur von der Zärtlichkeit für ihren Sohn angetrieben werde sich in die Angelegenheiten der großen Welt einzumischen? Oder ob sie von großen Leidenschaften bewegt, irgend einen bedeutenden politischen Zweck vor Augen habe? Alle diese Fragen beschäftigten ihn Tag und Nacht. Um sie zu lösen, umgab er die Marquise mit allen Künsten der Beaufsichtigung. Denn erstens handelte es sich um die Befriedigung seiner zur Leidenschaft gewordene Kundschafterbegierde, zweitens handelte es sich um seine eigene Sicherheit, im Falle die Marquise Dinge beabsichtigte, wodurch seine Umtriebe enthüllt werden konnten. Allein die Marquise war auf ihrer Huth und ihre Vorsicht erschwerte dem Grafen seine Kundschaftereien außerordentlich, bis es ihm gelang, durch ununterbrochene Vergnügungen ihre Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Während er seine Geschäfte vorschützte, um sie nicht überall begleiten zu dürfen, eröffnete Graf Tresca seinen Feldzug gegen ihre Geheimnisse damit, daß er einen jungen hübschen Cavaliere servente der Dame beigab, welcher alle Künste der Schmeichelei aufbieten mußte, um ihre weibliche Schwachheit zu bestürmen, nicht ohne

vorher selbst im übermäßigen Vertrauen auf seine eigene Liebenswürdigkeit kleine Versuche dieser Art gemacht zu haben. Allein die Marquise, von dieser Seite unangreifbar, wies den jungen Gecken mit demselben kalten Hohn zurück, wie den Grafen selbst und behandelte den abgefeimten Roué, der bei allen jungen Gänschen für unwiderstehlich galt, nicht besser, als einen Affen, dessen possirliche Geberdungen sie unendlich ergötzten, ohne sie im Mindesten in Bewegung zu bringen. Da Tresca einsah, daß er auf diese Weise niemals in den Besitz ihres Geheimnisses kommen werde, schritt er zu einem bedenklicheren Mittel, zur Eröffnung ihrer Briefe. Der Herr Graf war in dieser Kunst sehr geübt und übte sie in eigener Person, als eine Lieblingsunterhaltung aus. Er machte Abdrücke von den Wappen der Briefe und verschloß die Briefe wieder mit solcher Geschicklichkeit, daß man keine Spur der Eröffnung bemerken konnte. Allein diese Künste waren der Marquise zu bekannt, um ihr verborgen zu bleiben. Da ihr Sohn den Auftrag hatte, seine Briefe auf eine eigenthümliche Weise zu verschließen, so gewahrte sie bald, daß kein Brief in ihre Hände kam, der nicht eröffnet gewesen wäre. Madame Bonvoisin ergriff daher die nächste Gelegenheit, um das Gespräch auf die diplomatischen Geheimnisse zu bringen.

„Ach es ist so schön," sagte sie, „ich liebe diese Künste mit Leidenschaft — es ist so überaus herzerhebend, allwissend zu sein. Ich habe selbst eine kleine Erfindung der Art gemacht, welche eine große Vervollkommnung dieser Künste nothwendig machen wird, nämlich: die Kunst, Briefe so zu verschließen, daß man

leicht bemerkt, ob sie eröffnet worden sind. Ich bin sehr erfreut zu bemerken, daß meine Briefe aus Paris — wahrscheinlich dort — eröffnet werden. Die Einfaltspinsel! — als ob eine Dame von gutem Adel, mit allen Wissenschaften des alten Regime vertraut, sich etwas schreiben lassen könnte, wovon sie nicht will, daß es Jedermann wisse. Wer wird so seine Geheimnisse der Neugierde jedes Postofficianten preisgeben!"

„Ach meine Freundin, ich habe viel darüber nachgedacht," heuchelte Tresca, „ob es denn überhaupt gut und nützlich sei, Alles zu wissen. Denken Sie sich, meine schöne Freundin, zwei Ehegatten, welche sich aufrichtig und innig lieben. Wenn nun diese beiden Personen alle ihre Gedanken errathen könnten, auch den leisesten ihrer heimlichen Wünsche, wie viele tödtliche Beleidigungen würden sie da erfahren und würden sie wohl nur drei Monate mit einander leben können, ohne sich zu hassen? Würden sie nicht eben durch ihre Allwissenheit gerade das werden, was sie verhüten wollten zu werden — Todfeinde, welche sich bis zum Ende ihrer Tage verfolgen? Sollte es nicht im Staate eben so sein? Sollte nicht eben die Allwissenheit des Staates ihn zum Feinde der Bürger und diese zu Feinden des Staates machen?"

„Ei Sie übersehen," erwiederte Madame Bonvoisin, „daß die Allwissenheit im letzteren Falle nur einseitig ist, daß der Monarch — der allein der Staat ist — über alle menschliche Schwachheiten erhaben ist, daß er niemals beleidigt, niemals gekränkt und zur Rache verleitet werden kann!"

In dieser Weise perorirte die Marquise noch lange,

um unter dem Scheine einer Apologie des Polizeistaates in der That ein Princip zu verhöhnen, welches sie verachtete, obgleich sie sich selbst zuweilen desselben bediente. Da nun Tresca auch auf diesem Wege nichts erfahren konnte, so stellte er der Marquise Spione auf, welche jeden ihrer Schritte bewachen mußten. Graf Tresca hatte deren immer eine große Anzahl in seinem Privatdienste. Da nun nichts schwieriger gefährlicher und zweckwidriger gedacht werden kann, als eine solche Beobachtung, welche sehr leicht von den Beobachteten entdeckt wird, so hatte er eine eigene Taktik der Spionage erfunden, welche zu merkwürdig ist, um hier übergangen zu werden. Zuerst war er darauf bedacht, seinen Agenten eine Art geheimer Uniformen zu geben. Diese bestand freilich für den ersten Anblick in einer ganz gewöhnlichen Civilkleidung, aber sie war in der That eine ganz eigenthümliche Zusammensetzung des Costümes mit gewissen Attributen, welche nur den Genossen des unsichtbaren Bundes zukamen. So trugen sie zum Beispiel bei einer gewissen Veranlassung, welche ihr Zusammenwirken nöthig machte, durchgängig Stöcke mit in Holz geschnitzten Thierköpfen; die gemeinen Mitglieder hatten auf ihren Stöckchen Mopsköpfe — ihre Offiziere und Befehlshaber hingegen, welchen, wo sie sie begegneten, sie gehorchen mußten, hatten auf ihren Stöcken, welche weit eleganter waren, Fuchsköpfe und Wolfsköpfe, welche je nach der Bestimmung des Offiziers entweder aus Holz, oder Bronze, oder auch aus Silber und Gold geformt waren. Die Träger der letztern waren Trescas vertraute Freunde, welche allein mit ihm in Verbindung und Verkehr standen,

während die Mopsköpfe oft gar nicht wußten, wem sie dienten und welche ihre Bestimmung sei. Manche unter ihnen trugen ihre Stöckchen, welche man ihnen durch einen scheinbaren Zufall in die Hände spielte, ohne zu wissen, daß sie das Abzeichen eines schmählichen Berufes seien. Da alle diese Agenten meist freiwillige Schelme waren, welche gar nicht oder schlecht bezahlt wurden, somit viele von ihnen bald unbrauchbar wurden — so mußte zuweilen eine spezielle Uniformveränderung angeordnet werden, in diesem Falle war es dann eine gewisse Art von Chemisetteknöpfen — oder eine gewisse Farbe des Rockes in Verbindung mit einer gewissen Farbe der Weste, welche diese Leute denjenigen kenntlich machten, welche sie kennen mußten. Auch hatten sie — besonders die Eingeweihteren — gewisse Zeichen, woran sie sich erkannten, in ihren Begrüßungen, in der Art ihre Hüte abzunehmen, in ihren Höflichkeitsformeln, ja in ihrer Weise zu gehen und zu sitzen.

Diese Gildemänner wurden nun in folgender Weise verwendet. Auf dem Schauplatz den sie beobachten sollten, wurden am Anfang und Ende jeder Straße Gildemänner aufgestellt, welche alle halbe Stunden mit den Gildemännern der nächsten Straßen sich ablösen mußten, um auf dem Platze wo sie weilten, durch ihr langes Bleiben nicht Aufsehen zu erregen. Diese Posten placirten sich gewöhnlich vor irgend einem Kaffeehause oder einem Kunstladen — abwechselungsweise unter Hausthoren und hatten strenge Ordre, nie zwei Minuten auf einem Flecke stehen zu bleiben. So erschienen sie dem Publicum immer als harmlose Flaneurs, welche zuweilen Maulaffen feil haben, in den Straßen auf-

und niedergehen, wie alle anderen Pflastertreter, jedem Frauenzimmer unter den Hut gaffend, die Zähne stochernd und gegen polizeilichen Befehl auf öffentlicher Straße Cigarren rauchend. Diese Wachen gaben sich von Zeit zu Zeit Avissignale, indem sie entweder ihre Cigarren weit wegwarfen, oder ihre Brieftasche aus der Rocktasche holten, oder sich den Schnurbart aufdrehten oder die Kravatte zupften, oder eine plötzliche Schwenkung machten. Auf diese Weise theilten sich diese braven Leute auf die Entfernung von mehreren hundert Schritten Alles mit, was sie sich zu sagen hatten. Außer diesen stabilen Posten gab es noch mobile Patrouillen, zwei gute Freunde plaudernd, schäkernd, die Mädchen neckend, durch die Straßen ziehend, welche oft stehen blieben, mit zufällig Begegnenden gemüthlich plauderten und von Posten zu Posten die Befehle ihres Herrn und Meisters hinterbrachten. Graf Tresca musterte alle diese Truppen, woran er eine herzinnige Seelenfreude hatte, in eigener Person und je nachdem er, wie Friedrich der Große rekognoszirend, immer neue Beobachtungen machte, vervollkommnete er sein System in unglaublicher Weise.

Diese Unsichtbaren sandte Graf Tresca auf die Fersen der Marquise. Allein diese Weise der Kundschafterei war der Beobachteten ebenso wenig unbekannt, wie die Künste der Diplomatie des 17ten Jahrhunderts. Sie kannte alle Künste der Pariser Sicherheitspolizei und die Anwendung derselben auf die Politik war ihr nicht unbekannt. Ihr physiognomisches Talent sagte ihr, daß man sie wie eine Diebin belaure, denn sie fand auf allen ihren Wegen eine Menge jener von Falschheit

Hinterlist, Scham, Erniedrigung, Schande und Habgier furchtbar entstellten Menschenfratzen, welche Alle auf ihrer Stirne das Zeichen des verfluchten Kain trugen. Sie wußte, daß dieses Gewerbe allen Jenen, welche es betreiben, und wären sie so schön wie Adonis, einen Stempel, wenn auch in noch so feinen Zügen aufdrückt, welchen nur die Reue zu erlöschen im Stande ist. Und sie war so geübt im Beobachten, sie hatte so viele Studien der menschlichen Natur gemacht, daß sie diesen Stempel immer auffand, wie sehr auch erheuchelte Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit ihn zu verbergen suchten. Da sie in der That keine heimlichen Wege hatte, da Alles, was sich Verderbliches ersann, nur eben durch Tresca vollbracht werden sollte, so diente auch dieses Mittel der Spionage nur dazu, Madame Bonvoisin in einen gereizten Zustand zu versetzen, der sie nur noch vorsichtiger und undurchdringlicher machte.

Graf Tresca in Verzweiflung über die völlige Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, schritt daher zum letzten Mittel der Kundschafterei: zur Visitation. Die Marquise verwendete offenbar sehr große Sorgfalt auf die Ueberwachung ihrer Effekten. Sie ging nie aus, ohne ihre Kommoden und Koffer, Casse und Toilette sorgfältig zu verschließen und ließ immer ihr Kammermädchen als Wächterin zu Hause. Diese neugierig, die Herrlichkeiten einer fremden Residenz zu sehen, ließ sich nicht unempfindlich finden gegen die Aufmerksamkeiten eines vertrauten Büchsenspanners des Grafen und nahm dessen Antrag zu einer gemeinschaftlichen Besichtigung der Stadt in Abwesenheit ihrer Gebieterin mit Freuden an. Graf Tresca wußte die letztere zu

veranlassen, eine Lustparthie zu unternehmen, welche sie einen ganzen Tag von Hause entfernt hielt. Mit Hülfe eines Nachschlüssels, mehrerer Dietriche und Werkzeuge, deren sich Graf Tresca immer bediente, um die Schreibtische und Portefeuilles seiner Sekretaire zu untersuchen, durchforschte er alle Habseligkeiten und Reisekoffer der Marquise. Er fand hier endlich Alles, was er zu finden hoffte. Er fand Briefschaften und andere Papiere, welche es ihm außer Zweifel setzten, daß die Marquise ganz andere politische Tendenzen verfolgte, als sie mit solcher Ostentation für die ihrigen erklärte und er war hoch erfreut, sie auf den Wegen zu finden, welche zu einer großen Verwirrung der europäischen Angelegenheiten führen konnten. Er fand einen ausgearbeiteten Insurrektionsplan und zahlreiche Belege für das Vorhandensein eines großen Plans zum Umsturz der Monarchieen. Was ihn aber in frohes Erstaunen versetzte war das Auffinden aller Geldefekten der Marquise, woraus deutlich hervorging, daß sie dieselben Coursspekulationen mit den großartigsten Mitteln und unter großer Gefahr des Verlustes verfolgte, worauf auch er seine Hoffnungen gesetzt. Nichts war so sehr geeignet allen seinen Unternehmungen Sicherheit und Haltung zu verleihen. Tresca wußte genug, um in der Marquise ein wichtiges Werkzeug seiner eigenen Pläne, eine unfreiwillige Bundesgenossin zu erblicken. So geschah es, daß zwei Personen, wovon jede selbstständig die Dinge zu beherrschen suchte, sich gegenseitig als Staffel benutzten, um die Höhenpunkte ihrer beabsichtigten Erfolge zu erklimmen.

Inzwischen waren Couriere angekommen, welche

über das große mit imposanter Ruhe und Mäßigung vor sich gegangene Ereigniß Berichte brachten. Die Marquise war außer sich vor Ueberraschung über diesen unerwarteten Gang der Dinge. Es schien ihr ein unglaubliches Wunder diese erste Revolution in der Geschichte, welche nicht über ihren Anlaß und Zweck hinausgehen zu wollen schien. Es wäre unmöglich den gewaltigen Eindruck zu schildern, den gerade diese Ruhe des Ereignisses in Wien machte. Graf Tresca, der die Berichte des jungen Bonvoisin mit zu großem Eifer benützt, die Angaben übertrieben, und Dinge prophezeiht hatte, welche nicht eintrafen, fand überall Verschlossenheit und Mißtrauen, wo er Vertrauen und Dankbarkeit zu finden gehofft. Sein Kriegsgeschrei fand keinen Wiederhall, sein legitimer Paroxismus keine Bewunderung. Immer mehr wurde es ihm klar, daß seine unberufene Einmischung, seine Umtriebe eine mißliebige Stimmung gegen ihn hervorgebracht hatten. Die Lehren des Jahrhunderts waren nicht unbenutzt geblieben, und eine große kosmopolitische und menschenfreundliche Politik schien an die Stelle der engherzigen und beschränkten des achtzehnten Jahrhunderts getreten zu sein. Man betrachtete die eingetretene große Weltfrage von der humanistischen Seite, man fand es weder klug noch gerecht, für P r i n z i p i e n allein Ströme von Blut zu vergießen. Graf Tresca, welcher gleich einer Stechfliege überall Wuth und Erbitterung gegen Frankreich hervorbringen wollte, mußte gefährliche Anzüglichkeiten anhören, und einer der bedeutendsten Staatsmänner sagte ihm geradezu ins Gesicht, daß seine Bemühungen einen sehr bedenklichen Verdacht gegen seine Loyalität erregten. Man machte ihm nachdrückliche

Vorwürfe über die Rolle, welche er sich zu spielen vermaß, über seine Freundin die Marquise und ihren nichtswürdigen Sohn, welche er so sehr begünstigte, über gewisse indiskrete Vertraulichkeiten gegen den Banquier Herzfeld, worin man geradezu einen Verkauf von auf unbefugtem Wege erhaschten Staatsgeheimnissen erblicken wollte. Frankreichs Existenz so sagte man ihm, streite nimmermehr gegen die gute Sache, Frankreich würde die Monarchie niemals angegriffen haben, wenn man nicht es selbst angegriffen hätte, die Zeiten eines Herzogs von Braunschweig, der das „Gesindel" der Republikaner mit Proklamationen in die Flucht schlagen wollte, seien vorüber, man könne sich, geschehe was da wolle, solcher Donquixottiaden nicht mehr schuldig machen. In allen Zeiten habe die Macht der Regierung nur auf den Gehorsam des Volkes beruht, also auf seinem Willen, folglich müsse man diesen Willen achten. Man habe mit den Bourbons nicht ein Princip absoluter Willkürherrschaft eingesetzt, sondern die staatliche Ordnung. Könnten sie sich nicht behaupten, und vermöchte es Frankreich, sich auf andere Weise eine Regierung zu konstituiren, welche die Ruhe von Europa gewährleiste, so sei kein Grund vorhanden, sich unberufen in die Angelegenheiten einer fremden Nation zu mischen. Diese und ähnliche Aussprüche lehrten Tresca, daß es für seinen egoistischen Agitationsplan hohe Zeit zum Rückzuge sei. Er beeilte sich daher dem Banquier Herzfeld heimliche Winke zu geben, welche jedoch zu spät kamen und die Marquise von Bonvoisin so zu langweilen, zu ermüden und zu quälen, daß sie im Voraus den Tag segnete, der sie aus seinem Hause erlösen würde.

Die Marquise von Bonvoisin war zu sehr Weltdame, um diesen plötzlichen Wechsel in dem Betragen ihres Ritters besonders auffallend zu finden. Sie suchte nur dessen Ursache zu ergründen und je mehr die Kälte Trescas, seine unverhohlene Unhöflichkeit wuchs, je fester nistete sie sich in seinem Hause ein, um das Geheimniß zu erfahren, welches Tresca drückte. Allein dieser — ohne Ehr- und Rechtsgefühl, abgestumpft gegen das Gewissen wie gegen die Verachtung seines moralischen Werths, war doch sehr empfindlich gegen jeden Zweifel an seiner Macht und voll kindischer Schaam über jeden Abbruch derselben. Er war daher gegen diejenigen, welchen er einen solchen Abbruch gestehen sollte, um eine nicht erfüllte Verheißung zu entschuldigen, hochfahrend, rauh und launisch, so daß es scheinen sollte, als sei nur sein eigener Wankelmuth, seine Mißlaune schuld an einer veränderten Lage der Dinge. Darum erklärte er auch der Marquise eines Tages geradezu, er habe sich die Sache reiflich überlegt, er könne für ihren Sohn nichts thun, da sein Bericht Unwahrheiten enthalte und Madame würde am Besten thun, nach Paris zu gehen, um dort die Veränderung der Dinge abzuwarten. Die Marquise begriff, daß hinter dieser auffallend veränderten Sprache Geheimnisse steckten, allein sie wünschte zu sehr den Krieg, um zu glauben, daß die Gewißheit des Friedens es sei, welche ihr so viele plötzliche Unannehmlichkeiten bereite. Sie hatte alle ihre Berechnungen für den Krieg gemacht, sie hatte alle ihre Fond's so placirt, wie sie beim Ausbruch eines Krieges placirt sein müssen, sie konnte nicht glauben, daß alle ihre Berechnungen falsch gewesen und daß ihr Vertrauen auf die

Blindgeschlagenheit der Kabinette grundlos geworden sei. Sie harrte daher unter mancherlei Vorwänden, indem sie dem Grafen bald schmeichelte bald auf die delikateste Weise drohte, in großer Neugierde in Wien aus und hoffte von einen Tag auf den andern eine große Kriegserklärung an Frankreich an allen Straßenecken zu finden. Tresca selbst hüllte sich über die Kriegsfrage in Wolken von Geheimniß ein, vermied so gut er konnte ihre Begegnung und überließ den lästigen Gast fast ausschließend den magern Höflichkeiten seiner Familie und der Sorgfalt seiner Domestiken.

So verging ein Tag um den anderen und Arthurs Briefe waren voll konträrer Nachrichten, die Zeitungen voll Elogen der großen Begebenheit — Schuhmacher und Schneider, Epiciers und Advokaten, der Bürgerstand hatte die Regierung garantirt — es war wenig oder nichts zu hoffen von seinem Ehrgeiz, seiner Ruhmliebe, seiner Begeisterung — die Nationalgarde hatte zu viel Interesse die Ruhe wieder herzustellen, ohne einen unsinnigen Gewaltstreich von Seiten der Großmächte mußte Frankreich sich selbst beruhigen. In fieberhafter Angst und Hoffnung wartete die Marquise auf einen solchen, aber von Stunde befestigten sich die friedfertigen Stimmungen, wurde sie unsicherer in ihrer Hoffnung und ihre Anwesenheit Tresca lästiger. Der letztere griff daher zu drastischen Mitteln, um die Marquise zu beseitigen, ehe sie gewahr würde, wie sehr sie von ihm und Herzfeld hintergangen werde. Er suchte ihr Furcht und Schrecken vor der Wiener Polizei einzujagen, setzte sein halbes Freiwilligenkorps zu dem Behufe in Bewegung, bombardirte sie mit anonymen Droh-

briefen und behandelte sie wie eine Staatsgefangene. Die Marquise, wenn sie das Haus verließ, sah sich regelmäßig von einem Manne begleitet, dessen ganze Physiognomie, Haltung, Tournüre ganz geeignet waren, alle Erinnerungen an die Bleikammern Venedigs und die Zeiten der Nonne Toffana zurück zu rufen. Dieser Mensch, der sie an der Hausthüre empfing und ihr so dicht auf die Fersen folgte, daß sie stets in Gefahr war, er werde ihr auf das Kleid treten, war gekleidet, wie es schien, in eine Schaale von Grünspan und Vitriol — sein Frack, seine Beinkleider, sein Gesicht hatte nämlich die Farbe des Kupferoxyds, während seine Weste so blau war, wie der Dampf von Apothekergiften. Seine Augen waren so klein, daß es oft schien, als habe er gar keine, dagegen war seine Nase so lang, daß es einer genauen Besichtigung bedurfte, um sie nicht für einen Maskenscherz zu halten. Dieser Mensch war so mager, daß er hätte für den Geist eines abgeschiedenen, verhungerten großen Deutschen gelten können und hatte eine so steife Haltung, daß er sich wie ein Gliedermann bewegte. Sein Antlitz war stets in grimmige Falten gelegt, seine Aeuglein hefteten ihre Blicke ohne je abzulassen auf die Augen der Marquise, wenn sie vor ihm stand und auf ihre Fersen, wenn er ihr nachfolgte. In seiner mit schwefelgelben Handschuhen bekleideten Rechten trug er ein Stöckchen mit einem vergoldeten uchskopf und auf dem Haupte ein kleines Hütchen nach der neuesten damaligen Mode, welches nur die äußerste Spitze seines Hauptes bedeckte.

Diese mit Absicht so ausstaffirte Vogelscheuche brachte auf die Marquise ganz die gewünschte Wirkung

hervor. Wenn er sie mit der Miene eines Scharfrichters durch die Straßen eskortirte, befiel sie ein Fieberschauer und wenn sie nach Haüse kam und fand, daß er sie niemals verlassen hatte, begann sie zu zittern. Allein es stand zu viel auf dem Spiele, die Angst vor solchen Begleitern bewirkte nur, daß sie zudringlicher den Grafen um Aufklärungen bat. Da dieser sah, daß dieses grüne Gespenst zu wenig wirksam sei für sich allein, indem die Marquise vermied auszugehen, so verstärkte er den Eindruck seiner Erscheinung durch folgenden annonymen Brief, welchen er der Marquise durch die Stadtpost sandte:

„Madame!

Fliehen Sie! Ihre Anschläge und die Projekte Ihres Sohnes sind verrathen, man weiß wer Sie sind und was Sie treiben. Sie werden beobachtet und können jeden Augenblick verhaftet werden. Man hoff't Papiere bei Ihnen zu finden, welche über ein gewisses Complott Aufschluß geben. Suchen Sie nicht sie zu entfernen — es wäre unmöglich auch nur ein Blatt unbemerkt aus dem Hause zu bringen. Nehmen Sie schnell Ihre Päſſe, reisen Sie ab, so lange Sie Ihre Freunde noch schützen können —."

Die Marquise hatte den unglücklichen Fehler aller derjenigen, welche die Welt kennen gelernt, vielleicht in ihr gelitten oder an ihren Entwickelungen Theil genommen haben, sie war überall und gegen Jedermann ungläubig und argwöhnisch, wo es sich um Vertrauen handelte, dagegen auf eine kindische Weise leichtgläubig, wo es sich um eine behauptete gefährliche Absicht, einen verderblichen Anschlag handelte. Sie zweifelte daher keinen

Augenblick an der Wahrheit der angeblichen Verfolgungen, um so mehr, da sie ein Blick vom Fenster von dem immerwährenden Dasein des grünen Dämons überzeugte. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß ein einfacher politischer Intriguant wie Graf Tresca, wenn auch nicht ohne Einfluß und große Bevorzugung, es wagen könne, für sich und seine persönlichen Interessen eine so unverschämte Polizei zu errichten. Der anonyme Brief verursachte ihr daher einen um so größeren Schreck, da derselbe auch den Chiffreschlüssel zu ihrer geheimen Correspondenz enthielt. Es war ihr nun offenbar, daß man ihre Habseligkeiten durchsucht habe. Ein strenges Verhör ihres Kammermädchens, unter Androhung der Entlassung, rechtfertigte ihre Vermuthung. Graf Tresca, den sie zur Rede stellte über diese Verletzung der Gastfreundschaft, welche ohne sein Wissen und Zuthun nicht stattgefunden haben könnte, lächelte über ihr schlechtes Gewissen und ihre Besorgnisse.

„Meine liebe Freundin," sagte er ungewöhnlich zärtlich, „Sie leiden an der Krankheit aller Fremden, welche Wien besuchen — Sie sehen überall Gespenster. Was kann der gute Mann da unten dafür, daß er einen grünen Rock hat und wahrscheinlich in Sie verliebt ist? Wie können Sie glauben, daß die Polizei sich in das Haus des Grafen Tresca wagen werde?"

Die Marquise schloß aus dieser Aeußerung sehr richtig, daß entweder Tresca sie verhöhne, oder daß er selbst ein Gegenstand des Argwohns sei. Ihre Angst erreichte daher eine außerordentliche Höhe. Demungeachtet — im Angesicht der Gefahr, ungeheure Verluste zu erleiden, zögerte sie mit ihrer Abreise. Tresca, wel=

cher ihre Gedanken errieth, ersann nun ein letztes Mittel sie von hinnen zu treiben. Ein Besuch bei einem hohen Militär, welcher ihm von den (vorsichtsweise angeordneten) Rüstungen erzählte, gab ihm den Gedanken dazu. Er eilte in das Kabinet der Marquise, nahm die Maske der größten Gemüthsaufregung vor und rief alle Höflichkeitsgrüße unterlassend aus:

„Nun Madame — reisen Sie mit Gott — der Krieg ist beschlossen. Soeben komme ich vom Kriegsminister. Der Befehl zur Ausrüstung einer Armee von 300000 Mann ist gegeben."

Fast wäre der Marquise ein Ausruf der Freude entschlüpft. Nicht sowohl das endliche Gelingen ihrer Pläne, die Aussicht bald ihre kriegerischen Träume verwirklicht und ihren Sohn wie einen Gott unter den Kämpfenden hervorragen zu sehen, als der Gedanke an ihre Befreiung aus dem Zustande, in welchem sie sich jetzt befand, erheiterte ihre getrübte Seele so, daß sie Mühe hatte ihre aristokratische Würde nicht zu vergessen, indem sie mit einem studirten Blick zum Himmel entgegnete:

„Wohlan denn — Gott wird der guten Sache Sieg verleihen!"

Graf Tresca hatte nun keine Mühe mehr auf die Abreise zu dringen — sie selbst bat ihn flehentlich ihr die erforderlichen Papiere zu ihrer Legitimation zurückzubringen. Ohne sich von der Wahrheit der Angaben Trescas zu überzeugen, bestellte sie Postpferde und zwei Stunden später hatte sie die Barrieren der Residenz in ihren Rücken.

Aber wie groß war ihr Erstaunen und Schrecken, als sie einen Blick des Bedauerns hinter sich warf und

in einer schlechten Postchaise den grünen Dämon erblickte. Graf Tresca — ihrer Festigkeit mißtrauend hatte ihr denselben nachgesandt, um sie durch Furcht vor sich her zu jagen. Vergeblich suchte die Marquise diesem verhaßten Anblick zu entgehen, indem sie dem Postillon befahl schnell zu fahren. Die Postchaise des Grünen schloß sich immer dicht an ihren Reisewagen. Wo sie anhielt, hielt auch der Grüne, schlug sie einen Seitenweg ein, folgte er ihr. Krank vor Aerger und ununterbrochenen Schrecken ergab sie sich endlich in ihr Schicksal. Erst an der Rheinbrücke hatte sie die Freude zu sehen, daß ihr unheimlicher Begleiter ihrer ferneren Verfolgung entsagte, indem er ihr zum Abschied seine Verbeugung machte.

Enttäuschung.

Als sich die Marquise so endlich befreit von ihrem Quälgeiste auf französischen Boden sah, fing sie erst an, über ihre Lage und die Früchte ihrer Reise nachzudenken. Es war ein gewitterschwüler Nachmittag als sie die Vogesen in der Nähe erblickte. Die Erinnerung an die ausgestandenen Seelenqualen, an diese Argusaugen mit dem Basiliskenblick, riefen ihr die Tage ihrer Jugend in's Gedächtniß. Wie hatte ihr Vater gezittert vor diesen Blicken, welche Summe von Qualen hatte er erduldet und sein Kind mit ihm! Noch fühlte sie das Gift in ihrem unglücklichen Herzen, welches sie in ihrer Kindheit in sich aufgenommen. Mit einem trostlosen Blick überschaute sie ihr ganzes Leben. Wie hatten ihr Menschenhaß und Menschenverachtung alle Freuden des Lebens vergällt! Sie gestand sich zum ersten Male,

daß sie ihr Leben durch jene Ränkesucht, jenes Mißtrauen und jene menschenfeindlichen Stimmungen, wozu die Praxis eines teuflischen Princips, den Saamen gelegt, aufgeopfert verloren hatte. Sie fühlte mit Verzweiflung, daß ihr Herz nie der Liebe und aller ihrer Seeligkeiten fähig gewesen. Sie gestand sich, daß selbst ihr Sohn, das Theuerste, was sie besaß, diesem kalten, todten Herzen, keine erwärmenden Gefühle einflöße. Ihr Haß gegen diejenigen Grundsätze und Staatseinrichtungen, welche solches Unheil an ihr verschuldeten, loderte nochmals wild empor. Unfähig, ihrem Geiste eine wohlthätige Richtung zu geben, beschloß sie ihr ganzes Leben der Rache zu weihen — einer blinden planlosen Rache, welche nur darauf sann, Alles was Macht besaß, zu stürzen und zu untergraben. Im tiefsten Hintergrunde ihrer geheimsten Gedanken schlummerte aber eine seltsame Hoffnung, welche ihre Phantasie mit beglückenden Träumen befruchtete, das einzige Glück, welches diese Unglückliche zu genießen wagen durfte!

In Frankreich fand sie die widersprechendsten Gerüchte und Hoffnungen. Wenige glaubten an die Dauer der neuen Ordnung. Gerüchte von Krieg und bevorstehenden großen Unternehmungen der Napoleonisten kursirten in den seltsamsten Variationen. Im Ganzen war der Geist des Volkes zum Leidwesen der Marquise bei Weitem nicht so kriegerisch wie sie gehofft hatte, der dritte Stand hatte im Frieden sich konsolidirt und liebte seine Ruhe. Nur die Proletarier kochten Rache. Die Partheien hatten sich nicht überall gleichmäßig organisiren können. Alles sah auf Paris, wo

man Signale erwartete. Die Franzosen erschöpft durch Kriege und Geldbußen, mit Ruhm übersättigt, an alle Emotionen und Veränderungen gewöhnt, schienen sämmtlich an einer Krankheit siech: am Indifferentismus. Die Masse des Volks traute den Republikanern eben so wenig als den Legitimisten, sie verspottete die Napoleonisten ohne Napoleon, der ihr alleiniges Princip war. Die Armen schrieen unbekümmert um das Treiben der Partheien nach Brod und die Reichen boten Alles auf, um für jeden Preis und durchweg immer Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Die Marquise ging durch alle diese Stimmungen mit ihrem unversöhnlichen nach Krieg lechzenden Geiste mit einer unsäglichen Verachtung. Sie betrachtete dieses Volk nur noch für bestimmt von dem Kriegsgotte gegen feuerspeiende Geschosse gejagt zu werden.

In dieser Stimmung, mit diesem Gedanken, erreichte endlich die Marquise eine Höhe in einer Entfernung von zwei Stunden von Paris. Wie eine Feuersbrunst lag die Weltstadt von Millionen Lichtern erleuchtet vor ihren Augen. Diese glühende Stadt mit ihren finstern Thürmen, mit der Seine, worin sich Tausende von Lichtern spiegelten, machte einen wundersamen Eindruck auf die Phantasie der Marquise. Sie dachte sich diese Stadt und — Ninive! Mußten nicht die Feuer des Himmels einst diese monströse Civilisation vernichten, aus welcher so viel böse Geister der Welt erstanden! Mußte sich nicht die rohe gesunde Natur furchtbar rächen an dieser europäischen Welthölle, wo Geister wie Fouché, jene Teufelskünste erdachten, welche so gelehrige und zahlreiche mächtige Schüler fanden! Mußte

nicht ein Tag des Gerichts kommen über diese Geburtsstätte des modernen Machiavellismus, über diesen immerwährenden europäischen Congreß von menschheitverderblichen Ränken, Lastern und Seuchen?

Und doch wie viele goldene Hoffnungen erblühen hier der neuen Menschheit! Welche Herrlichkeiten entfaltet hier der menschliche Geist! Welche Prachtsäle der Kunst und Wissenschaft! Welch' eine Summe von riesenhaften Talenten! Welche Rastlosigkeit der Bestrebungen. Welch ein Wettkampf von allen göttlichen Kräften — welch ein Garten der Schönheit, welch ein Schatz der Wissenschaft! Paris — Weltverderberin oder Weltbefreierin — welche von beiden großen Bestimmungen wirst Du in Erfüllung bringen?

In scharfem Trabe rissen vier kräftige normännische Pferde den Wagen hinab in diesen glühenden, wie von schäumender Lava erfüllten Abgrund. Es war späte Nacht — kein Mensch auf der Heerstraße — mit Ausnahme eines Reiters, der beim Anblick des Reisewagens plötzlich still hielt, dann dem Postillone nachritt und ihm ein befehlerisches Halt zurief. Dieser aber kehrte sich nicht an diesen Anruf, sei es aus Blödsinn, sei es aus Furcht vor einem Ueberfall; sondern trieb die Pferde noch mehr an. Der Reiter folgte und erneuerte seinen Anruf. Seine Eile, seine Haltung und Stimme, besonders aber seine Bemühungen die Pferde aufzuhalten, gaben diesem Vorfall den Schein eines räuberischen Anfalls. Die Marquise selbst von diesem Schein getäuscht, schrie dem Postillon zu und empfahl ihm, die Pferde noch mehr anzutreiben — und so jagte der Reisewagen in solcher Geschwindigkeit davon, daß

der Reiter nur mit aller Anstrengung seines Pferdes folgen konnte. Als er seine Bemühungen den Wagen anzuhalten vergeblich sah, ritt er plötzlich ganz dicht zu den Pferden heran, ein Schuß blitzte auf und drei Pferde stürzten, obwohl nur das Handpferd getroffen war — der Wagen stürzte auf die Pferde, prallte zurück und stand.

„Welche Tollheit!" rief der Reiter nun dem Postillon zu, „die Pferde so zu jagen! Ich habe das Pferd bloß erschossen, um den Wagen zum Stehen zu bringen, da ich der Dame, welche sich in diesem Wagen befinden muß, eine höchst wichtige Nachricht zu bringen habe. Steht auf Kamerad, nehmt dem verwundeten Pferde das Geschirr ab und laßt es liegen. Dann umgekehrt und zurück nach *—."

Die Marquise begriff nun erst, um was es sich handle — beim Schein der Laternen hatte sie den Reiter erkannt — es war Grimaldi!

„Sein Sie unbesorgt," rief ihr Grimaldi zu, „ich bin es, Ihr Freund Grimaldi, ich konnte mir wahrhaftig nicht anders helfen. Verzeihung, daß ich Ihnen solchen Schreck eingejagt, aber es handelt sich um ihr ganzes Vermögen. Sie dürfen keinen Schritt weiter."

Die Scene der Verwirrung, in welcher Alles durcheinander schrie, dauerte nicht lange; der Postillon, als er sich aufgerafft und eine volle Börse sammt dem Versprechen, das Pferd seinem Herrn zu bezahlen, erhalten hatte, fing an zu begreifen und befolgte die Anordnungen Grimaldis. Die Ausrufungen des Schrecks, des Erstaunens, die Vorwürfe und Entschuldigungen ver-

stummten allmählig, der Wagen wurde umgewendet, und die Rückkehr angetreten.

Die Marquise hatte nicht einen Augenblick ihre Geistesgegenwart verloren. Es erwärmte sie mit einer stillen Wonne, sich als Gegenstand einer so energischen Sorgfalt zu sehen. Sie kannte Grimaldi. Sie wußte, daß seine große Seele nie vor Opfern, Anstrengungen und Gefahren zurück bebte, wenn es galt, seinen Freunden zu dienen. Sie fühlte in diesem Augenblick den gerechten Stolz, von einem Manne dieser Art geliebt zu werden. Aber eben dieser Stolz, dieses hochmüthige Vergnügen des weiblichen Herzens, welches so viel Unheil stiftet, bewog sie, in gefühlloser Kälte, ja mit einer Art von Hohn, die Dienstleistungen hinzunehmen, welche man ihr erwies.

„Nun Grimaldi," sagte sie, „was bedeutet diese Scene aus den Abruzzen — bei Gott ich hätte nie geglaubt, daß Sie so große Talente zum Straßenräuber haben. In der That, Sie haben eine ganz eigene Manier, sich mit ihren Freunden wieder zu versöhnen."

„Sie scherzen sehr zur Unzeit," entgegnete Grimaldi, „und ich wünschte, daß ich in der Lage wäre, Ihre Heiterkeit im Zuge zu erhalten. Aber die Hiobspost, welche ich Ihnen bringe, dürfte mehr Geistesgegenwart erfordern, als jener vereitelte Schuß, um Ihren Wagen zum Stehen zu bringen." Und sich zu ihrem Ohre hinneigend sagte er:

„Die Frères Fichon haben bankerott gemacht!"

Heftig seufzend fiel die Marquise bei dieser Nachricht in den Fond des Reisewagens zurück. Es war der grausamste Schlag, der dieses eiserne Gemüth tref-

fen konnte, er preßte ihr nur einen Seufzer aus! Giebt es wohl etwas, wodurch ihr Unglück besser bezeichnet werden kann? Ach diese Gefühllosen, welche bei eurem kleinen Schmerz eben so wenig weinen, wie bei euren kleinen Freuden lachen, wie elend sind sie! Warum haßt warum verfolgt — ja warum hauptsächlich beneidet ihr sie? Sie thun es euch zuvor, sie erreichen größere Erfolge, sie raffen mehr Geld, mehr Ehre an sich durch ihre kalte nimmersatte Berechnung, aber untersucht doch diese Empfindung des Glücks, welches sie genießen und ihr werdet sie beklagen als unvollkommene krüppelhafte Geschöpfe, welchen der Himmel einen Sinn zu wenig gegeben hat! Wie wolltet ihr, — im warmen Süden unter duftenden Gewürzblumen und süßen kostbaren Früchten, erwärmt von milden Sonnenstrahlen, erheitert von einem schönen — wenn auch oft von Gewitterwolken bedeckten Himmel — euch hinsehnen nach dem starren Eise des Nordens, wo euch der Athem vor den erstarrten Lippen gefriert, wo kalte Nebel eure Augen trüben und keine Spur des Lebens euch erfreut? Wie wolltet ihr, wenn ihr glückliche Kinder seid, mit raschem Blut, mit frischem Leib und lebendiger Freude euch sehnen nach dem verwelkten Alter, welches nur zwei Leidenschaften kennt, den Ehrgeiz und die Habsucht? Ach es giebt nichts Traurigeres und Bemitleidenswertheres als diese kalten Charactere, welche euch groß erscheinen, weil sie heftigen Widerstand leisten, welche euch hinreißen oder niederwerfen! Diese Betrachtungen beschäftigten Grimaldi als er neben dem Wagen schweigend einherritt. Der seltsame nächtliche Zug schien Leichname zu führen. Weder der verdutzte Postknecht,

noch die Damen im Innern des Wagens, noch Grimaldi gaben einen Laut von sich. Die Pferde selbst trabten furchtsam und niedergeschlagen einher. So erreichte man nach einer Viertelstunde das Posthaus von *, wo die näheren Erklärungen statt finden sollten.

Nachdem Grimaldi mit dem Postmeister, welchem in solcher Nähe von Paris und in solchen Zeiten Begebenheiten der abentheuerlichsten Art so alltäglich waren, daß sie kaum seine Neugierde anregten, die nöthigen Verabredungen getroffen, begab er sich mit der Marquise auf ein Zimmer, um ihr über das Unglück, welches sie betroffen, ausführlichen Bericht zu erstatten. Erst als sich Theodore allein dem einzigen Manne, den sie achtete und dessen Rathschläge sie demungeachtet nicht befolgte, gegenüber sah, ergriff sie eine augenblickliche Schwäche, ein heftiges Zittern. An dieser Bewegung hatte die Schaam, sich abermals mit allen ihren Einsichten vor Grimaldi tief gedemüthigt zu sehen, den größten Antheil. Sie zitterte, weil sie von dem Gefühle der Furcht und unwillkührlichen Verehrung gegenüber eines überlegenen Verstandes und größeren Herzens ergriffen wurde. Grimaldi erschien ihr — der starkmüthigen — wie ein Richter dem Schuldbewußten. Allein bald siegte ihr Stolz über diese Beobachtung und gab ihr die gewohnte trotzige Haltung wieder.

„Sie haben mir den Tod gegeben Grimaldi — vollenden Sie Ihre grausame Rache — es giebt nichts Schreckliches mehr für mich — erzählen Sie, was ist vorgefallen.

„Ich verzeihe Ihnen Theodore," entgegnete Grimaldi, „denn ich weiß, daß Sie nicht glauben, was Sie

sprechen. Nur zu sehr haben Sie Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß ich Ihren launischen Groll nicht erwiedern kann, da er Sie so unglücklich macht. Sie haben ein tolles Spiel gespielt — Sie haben es verloren. Frères Fichon haben einen großen Theil ihrer Verbindlichkeiten auf Sie geladen, Ihr Vermögen würde nicht zureichen sich derselben zu entledigen — Sie müssen fliehen. Ihre Wohnung ist bereits gerichtlich versiegelt — Sie sind verloren, wenn Sie die Hauptstadt betreten."

„Pah," erwiederte die Marquise mit verstellter Ruhe, „ich werde dieses Unglück zu ertragen wissen, meine Fonds sind so placirt, daß ein Verlust auf einer Seite mich nicht um Alles bringen kann. Ich werde auf der anderen gewinnen was ich verloren."

„Und auf welche Conjunkturen stützen Sie Ihre Hoffnungen?" fuhr Grimaldi fort.

Die Marquise schwieg. Grimaldi sah sie prüfend und mit vieler Theilnahme an und sagte dann mit dem Accente des tiefsten Kummers:

„Theodore! Es ist keine Zeit zu Vorwürfen, aber ich sehe Sie und Ihren Sohn vor einem Abgrund stehen. Ich muß Sie warnen. Um dieß mit Erfolg zu thun gegenüber einer so hartgläubigen Seele — erlauben Sie mir, daß ich auf den Ursprung unserer Freundschaft zurückgehe. Wir liebten uns nie in der Weise gewöhnlicher Menschen — weder Sie noch ich gehören darunter. Wäre es der Fall gewesen, ich würde Sie jetzt hassen müssen. Es waren nicht die Empfindungen einer flüchtigen jugendlichen Brust, nicht jener Austausch von Schmeicheleien und gemeinen Liebesdiensten, welche

mich an Sie ketteten, sondern die Erkenntniß eines außerordentlichen Geistes in Ihnen — und Theilnahme mit dem Unglück dieses Geistes. Ich gestehe Ihnen meine Anmaßung — ich wünschte diesen Geist zu veredeln, zu zügeln, auf Wege zu leiten, die zur Seeligkeit derjenigen führen, welche der Menschheit wichtige Dienste leisten. Aber seit unserer letzten Unterredung machte ich die Entdeckung, daß mir mein Werk mißlungen ist. Sie folgten meinen Ideen, aber nicht meinem Herzen, Sie heuchelten mir eine Art von Gehorsam, indem sie mich ihren besten, ihren einzigen Freund auf das Grausamste hintergingen. Ich glaubte Sie zu leiten und Sie mißbrauchten mein Vertrauen — Theodore Sie sehen, welche furchtbare Erndte Sie nun haben!"

„Ah Grimaldi," entgegnete die Marquise mit bitterem Hohn, „Sie bewähren das Sprichwort: wer den Schaden hat darf für Tadel und Spott nicht sorgen! Ist das etwa auch außerordentlich von Ihnen? Ich habe einen Rechnungsfehler gemacht, das ist das Ganze. Heute mir, morgen Dir. Ich denke, ein Mann von Ihrem Verstand sollte nie frohlocken über seiner Freunde Mißgeschick."

„Verstehen Sie mich Madame," erwiederte Grimaldi mit Härte, „ich beklage nicht Ihr Mißgeschick, obgleich es mich bekümmert, ich beklage Ihre Irrthümer, Ihre Gemüthskrankheit, den organischen Fehler in Ihrem Herzen."

„Ei so lassen Sie mich kraft Ihres Doktoransehens nach Charenton bringen!" — warf Theodore beißig ein. „Ich weiß nicht, meine Freundin," fuhr Gri-

maldi gleichmüthig fort, „ob Ihr Seelenzustand schon dahin gediehen ist, aber ich gebe Ihnen als Arzt mein Wort, daß solche Irrthümer wie die Ihrigen zu diesem Ziele führen können — obgleich sie auch zuweilen zu Ruhm und Größe führen. Ich frage Sie, meine Freundin, ob Sie glücklich sind? — Sie schweigen. Haben Sie eine Hoffnung glücklich zu werden? Nein. Wohlan — jedes Wesen dieser wunderbaren Schöpfung strebt im gesundem Zustande nach Wohlsein, Glück — nur Sie nicht, gestehen Sie also, daß Sie krank sind.“

„Kommen Sie zur Sache!“

„Hören Sie mich zu Ende. Alle natürlichen Leidenschaften haben ein bestimmtes Ziel — die Ihrigen allein irren planlos umher. Sie lieben die politische Intrigue, Sie lassen sich in Ränke ein, welche keinen Zweck haben, welche nicht einmal den verwerflichen Zweck haben, sich selbst zu nützen, Ihr Hochmuth stellt sich und Ihrem Sohne, von welchem Sie eine übertriebene Meinung haben, Aufgaben, deren Ihre Kräfte nicht gewachsen sind, Sie stellen auf allen Ihren Wegen Fallen und Schlingen aus und Sie selbst verfangen sich in denselben. Glauben Sie mir, jede Bestrebung ist sträflich, welche nicht den bestimmten Zweck hat dem Allgemeinen zu nützen, jede That unvernünftig, von welcher sich die Folgen nicht genau berechnen lassen. Die wahre Größe des menschlichen Geistes besteht nicht darin, daß er unermeßliche Pläne entwirft, sondern daß er sich weise auf das Erreichbare, Gute und Mögliche beschränkt. Nur der Gute vermag Dauerndes zu erschaffen!“

„Und was wäre denn gut in dieser Welt, die von Oben bis Unten nichtswürdig und verkehrt ist?“

„Alles meine Freundin ist gut, was einen vernünftigen und beschränkten Zweck hat, wodurch das Menschenwohl, wodurch unsere klare Bestimmung uns gegenseitig zu erhalten und zu beglücken erfüllt wird. Alles ist schlecht, was bloß der Zukunft zu vollenden anheim gestellt wird. Sie wissen wie sehr ich unsere Weltzustände beklage und verachte. Wir leben in einer verkehrten Natur. Aber es kommt uns, die wir leben um zu schaffen und zu zeugen, nicht zu, durch Zerstörung einer künftigen Schöpfung des Zufalls Bahn zu brechen. Diese muß einer mächtigeren Hand überlassen bleiben. Dieß ist nun der Unterschied zwischen dem was Sie wollen und dem was ich erreiche. Sie wollen untergraben, ausrotten, eben machen und Sie haben Ihren Sohn zu diesem Unglückswerke planmäßig erzogen — ich will bauen, pflanzen und nur dasjenige beseitigen, was schädlich ist. Daher bin ich in meinen Unternehmungen fast immer glücklich — Sie fast immer unglücklich. Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab von Ihrem thörichten und verbrecherischen Vorhaben aus dieser Friedenswelt ein Schlachtfeld zu machen! Gehen Sie nicht Wege, wo ich Ihnen als Gegner begegnen muß, Ihr Spiel ist verloren — ohne meine Fürsorge wäre Ihr ganzes Vermögen eine Beute von elenden Börsespekulanten. Lassen Sie sich durch dieses Unglück warnen und retten Sie Ihren Sohn vor grausamen Schicksalen!“

„Ich habe Ihre schöne Predigt angehört,“ entgegnete Madame Bonvoisin, „um Sie mit einer verkehrten

Nutzanwendung zu überraschen. Sie sprechen von Ihrem Glück: Ich hoffe, Sie verstehen darunter nicht die Herstellung der neuen Zustände? Diese neue Surrogatregierung ist zu kläglich, als daß Sie sich nicht selbst bedauern müßten, wenn Sie selbe erschaffen hätten! Sie sprechen von einem Unglück und wissen Sie wohl was ich erreichen wollte?"

„Den Krieg."

„Und wissen Sie was ich bringe?"

„Nein."

„Also hören Sie — ich bringe, was ich suchte — den Krieg!"

„Mein Gott, welche hartnäckige Verblendung!" rief Grimaldi aus, „wer verhieß Ihnen Krieg, wodurch wäre er nur wahrscheinlich, von welchem Datum sind Ihre Nachrichten? Wodurch sind sie verbürgt?"

„Ich reiste den 14ten ab, — mehr kann ich Ihnen nicht sagen, da Sie selbst gestehen, mein Gegner zu sein."

„Nun wohl, so will ich aufrichtiger und offener sein wie Sie. Lesen Sie diesen Artikel in der neuesten Nummer des Journal des Debats, welche vor zwei Stunden die Presse verließ."

Hastig und bestürzt griff Theodore nach dem Blatte. Sie las:

„Paris, den **. So eben trifft ein Courier hier ein, welcher die Anerkennung der neuen Regierung des französischen Volks von Seiten — —"

Das Blatt entfiel Ihren Händen. Einen Augenblick schien sie ein Schwindel zu befallen, dann überwand sie ihre Schwäche und staunte mit stummen Ernst Grimaldi an.

„Du bist also ein Prophet,“ sagte sie halbleise und sich selbst vergessend, dann fuhr sie wild auf: „Und mein Sohn, mein Sohn, was ist unter diesen Umständen aus ihm geworden? Ist der Unglückliche nicht schon weit von Paris — haben Sie ihn nicht retten können? Eilen Sie Grimaldi, retten Sie ihn, er ist mein Alles — ach, wenn er untergeht, so bin ich verloren — in ihm wohnt meine Seele!“

„Ich hoffe,“ sagte Grimaldi tonlos, „er ist gerettet, ich habe ihn warnen lassen, da er in dem Schooß der Erde sich vor mir verborgen zu haben scheint. Er haßt und flieht mich, weil ich versuchte ihn durch Aurelien von seinem unseligen Vorhaben abzubringen. Ich hoffe, er ist in dem Augenblick auf dem Wege nach Calais. Dorthin und nach England müssen auch Sie fliehen. Sie haben keine Zeit zu verlieren — Fichons Gläubiger und die übrigen erwarten Sie heute in Paris. Man hat Kundschafter nach Ihnen ausgesendet. Ich fürchte, wir werden hier nicht mehr lange verweilen können?“

„Und werde ich gewiß meinen Sohn in Calais finden?“

„Nicht gewiß — aber wahrscheinlich.“

„So wollen wir reisen —“

„Leider muß ich bleiben — Ihres Sohnes wegen.“

In wenig Minuten befand sich Madame Bonvoisin in ihrem Wagen. Ehe sie in demselben stieg umarmte sie Grimaldi herzlich — die Thränen des treuen Freundes benetzten ihre kalten Wangen.

„Leb wohl, mein Freund,“ sagte Theodore, „alle

meine Gedanken gehen Dir nach — nur mein Mutterstolz reißt mich wieder von Dir los."

Grimaldi blieb stumm und traurig den Kopf schüttelnd stehen — „Sie ist unheilbar!" sagte er und bestieg sein Pferd, um nach Paris zu eilen.

Die Wölfe.

An demselben Abend, wo Grimaldi seiner Mutter entgegen ritt, flanirte Arthur von Bonvoisin anscheinend ohne Beschäftigung durch die Boulevards. Anstatt wie Grimaldi, an die Abwendung der nächsten Gefahr zu denken, war er vielmehr nur darauf bedacht, diese Gefahr in aller ihrer Macht anzugreifen und zu besiegen. Gegen den Ruin des Vermögens seiner Mutter hatte er durch Advocatenkünste so lange Zeit zu gewinnen gesucht, bis ihm dieß gelungen war. Uebrigens hatte er keine Nachricht von der nahen Ankunft der Marquise erhalten und ihr bereits in einem Briefe den Bankerott der Brüder Fichon angezeigt, Grimaldi hatte ihn nirgends auffinden können und den jungen Limosin beauftragt und inständigst gebeten ihn auszuspüren und um jeden Preis auf jede Gefahr hin davon abzuhalten, daß er in dieser Nacht sich aus seiner Wohnung entferne. Nachdem der Prinz den ganzen Tag ihn vergeblich gesucht, traf er ihn zufällig auf dem Boulevard des Italiens. Obwohl die jungen Leute auf einem gespannten Fuße standen, da Bonvoisin nicht geneigt war dem Prinzen jene Ehre zu erweisen, welche dieser für sich in Anspruch nahm, so gelang es doch Limosin,

durch seine zuvorkommende Artigkeit Bonvoisin zum Stehen zu bringen. Er faßte ihn zutraulich am Arme und verhinderte so mit freundschaftlichem Zwang, Bonvoisin sein Vorhaben nach einer höflichen Begrüßung auszuweichen und vorbeizugehen, auszuführen.

„Mein lieber Marquis," schmeichelte der Prinz, „ich danke Gott, daß ich Sie endlich gefunden habe. Seit 10 Stunden suche ich Sie wie eine Stecknadel, ich habe Ihnen wichtige Nachrichten von Grimaldi zu hinterbringen."

„Was sich doch dieser Grimaldi heiß um meine Angelegenheiten bekümmert. Ueberall stoße ich auf ihn wie man über einen Stein an der Schwelle stolpert, selbst in meine Liebschaften mischt er sich; dieser Mann fängt mir an unausstehlich zu werden."

„Grimaldi ist ein Ehrenmann," entgegnete der Prinz, „und so viel ich weiß, Ihr Lehrer. Er meint es redlich mit Ihnen — ich habe ihn um Sie und Ihre Mutter in einer Angst gesehen, welche ihm den kalten Schweiß an die Stirne trieb. Er läßt Ihnen sagen, daß Ihre Mutter heute noch in Paris eintreffen muß."

„Heute noch?" rief Bonvoisin überrascht aus, „das ist sehr fatal."

„Er ist ihr entgegengeritten mit dem Vorsatz, sie davon abzuhalten. Es scheint, er vermuthet, sie sei bei dem Bankerotte der Frères Fichon in großer Gefahr."

„Er vermuthet nicht nur mein Prinz," sagte Bonvoisin, „er weiß es, dieser Mensch ist ein so ausgemachter Spion, daß ihm nichts verborgen bleibt. Ich begreife nicht wie sich meine Mutter mit ihm so einlas-

sen konnte. Indessen erweis't er mir heute einen Dienst. Ich habe noch wichtige Geschäfte und die Sorge um meine Mutter, deren er mich enthebt, hätte mich aufhalten können."

„Eben deßhalb auch komme ich Sie aufzusuchen. Grimaldi scheint Ihr Vorhaben zu kennen."

Ein wenig überrascht sah Bonvoisin dem Prinzen bei dieser Bemerkung ins Gesicht.

„Pah" sagte er dann, „er wird sich weiß Gott was einbilden!"

„Es ist unmöglich sage ich Ihnen, daß eine bloße Einbildung ihn bewegen könnte mir aufzutragen, Sie 12 Stunden lang zu suchen, es handelt sich um Verhütung einer großen Gefahr für Sie wie es scheint, Grimaldi läßt Sie bei dem Andenken Ihres Vaters und bei der Liebe Ihrer Mutter beschwören, heute Nacht Ihre Wohnung zu nicht verlassen. Er wird Sie gleich nach seiner Ankunft in Paris besuchen, um Ihnen weitere Aufklärung zu geben."

Einige Augenblicke ging Arthur mit sich zu Rathe, dann antwortete er dem Prinzen:

„Es thut mir unendlich leid, die Wünsche des Herrn Grimaldi nicht erfüllen und mir nicht auf seine hohe Anordnung Arrest auflegen zu können. Ich begreife sehr wohl, daß Herr Grimaldi als wohlmeinender Arzt, um meine Nachtruhe besorgt, mir einen gesunden Schlaf wünscht. Aber ich will heute meinem Vergnügen leben. Sagen Sie, mein Prinz, meinem väterlichen Freund, daß ich seine Gesundheit trinken werde."

„Mein theurer Marquis," fuhr Limosin zu schmeicheln fort, indem er Bonvoisins Arm fester hielt. „Sie

thun sehr übel, den guten Rath eines Freundes so zu verachten. Wenn Ihnen an meiner Freundschaft, an meinen aufrichtigen Diensten, an meiner Hochachtung und Liebe etwas gelegen ist, so erfüllen Sie meine und Grimaldis Bitte. Wenn Sie sich in Ihrer Wohnung unterhalten wollen, so stehe ich Ihnen dafür, daß Sie sehr gute Gesellschaft erhalten. Mehrere meiner Freunde und Freundinnen — ich selbst — und wenn Sie wollen die ersten Künstler der großen Oper, sollen Ihnen die Nacht angenehm machen."

„Ich bin sehr unglücklich, Hoheit," entgegnete Bonvoisin, mit leichtem Spott, „Ihrem reizenden Antrag nicht entsprechen zu können — allein ich muß es Ihnen nur gestehen, ich habe ein Rendezvous — ich sage Ihnen das reizendste Geschöpf in Paris — mein Wort darauf — Sie sollen Sie kennen lernen, aber lassen Sie mich in Ruhe — ich bitte Sie darum."

„Ach mein Freund," sagte der Prinz, „ich bin nicht in der Stimmung, an diese Dinge zu denken und Ihre List kann mich nicht täuschen — gewiß sind Sie auf gefährlichen Wegen, ich verlasse Sie nicht, wenigstens will ich Ihre Gefahren theilen."

„Das ist in der That lustig," sagte Bonvoisin, indem er sich sanft loszumachen suchte. „Sie werden doch nicht so indiskret sein wollen, um Gefahren theilen zu wollen, wobei nur Ihr Herz betroffen werden könnte? Spaß bei Seite, mein Prinz, ich denke Herr Grimaldi hat längst aufgehört, mein Mentor zu sein."

Als der Prinz sah, daß alle seine Bemühungen und Bitten vergeblich sein würden, schritt er etwas erhitzt und voreilig zu Drohungen.

„Mein Herr Marquis,“ sagte er, „ich erkläre Ihnen ernstlich, daß ich Sie nicht verlassen werde. Ich beschwöre Sie, zwingen Sie mich nicht zu dem Aeußersten.“

„Was beliebt?“ fuhr Bonvoisin auf, indem er stehen blieb.

„Ich werde zu meiner Verzweiflung genöthigt sein, Sie zu beleidigen!“ sagte der Prinz in großer Aufregung. Bei dieser Drohung fing Bonvoisin an boshaft zu lächeln.

„Das ist ein Complott,“ sagte er, „Grimaldi weiß also keinen Rath, um seine Intriguen durchzusezzen, als solche Streiche? Sie werden Ihre Absicht nicht erreichen — ich werde es bis morgen aufschieben, Genugthuung von Ihnen zu fordern!“

„Ich werde es dahin treiben, daß wir Beide verhaftet werden müssen. Sie werden die Nacht mit mir in einer Wachtstube zubringen.“

„Aha!“ rief Bonvoisin, „Sie sind, wie ich sehe, ein gelehriger Schüler Ihres Meisters. Das ist ein Gedanke ganz eines Grimaldi würdig. Das ist die Methode der Mouchards, um Diebe einzufangen. Ich gratulire Ihnen erlauchter Sohn eines Herzogs, Sie haben gerechte Ansprüche auf eine Anstellung bei der Polizei!“

„Unverschämter!“ schrie der Prinz wüthend, „Sie werden mir für diese Beleidigung Genugthuung geben.“

Als Bonvoisin sah, daß der Prinz fest entschlossen war, ihn nicht zu verlassen, suchte er ihn hinzuhalten.

„Kommen Sie, mein Prinz,“ sagte er, „hier ist

der Ort nicht unsere Sache abzumachen. Lassen Sie uns in ein Kaffeehaus treten."

Der Prinz in der Hoffnung Bonvoisin werde nachgeben, ging auf diesen Vorschlag ein. Allein Bonvoisin suchte nur Zeit zu gewinnen, bis sie auf eine Patrouille der Nationalgarde stießen. Nachdem sie einige Straßen schweigend durchschritten, kam ihnen die Ronde entgegen. Als sie ganz nahe gekommen waren, kehrte sich Bonvoisin plötzlich gegen den Prinzen und rief mit lauter Stimme:

„Ich frage Sie nun zum letzten Male, ob Sie von mir ablassen wollen?"

„Nein!" antwortete der Prinz aufgebracht, indem er ihn fest am Arme hielt.

„Was giebts da meine Herren!" fragte der Anführer der Ronde, „halten Sie Ruhe meine Herren!"

Bonvoisin nahm nun seinen Hut, schwenkte ihn auf eigenthümliche Art grüßend in der Luft und antwortete:

„Meine Herren, ich bitte Sie sich dieses Wahnsinnigen zu bemächtigen, der mich seit einer Stunde verfolgt!"

Als die Anführer der Ronde, Bonvoisins Zeichen sahen, flüsterten sie sich einige Worte zu und wendeten sich hierunf an den Prinzen.

„Was wollen Sie von diesen Herrn, warum stören Sie die öffentliche Ruhe?"

Der Prinz wußte nichts zu antworten, aber er ließ Bonvoisin nicht los. Dieser aber stieß ihn mit Gewalt von sich und begann mit ihm zu ringen. Die

Nationalgarde leistete ihm Beistand, befreite ihn und nahm den Prinzen in ihre Mitte.

„Sie werden uns folgen, mein Herr!" sagten die Führer zum Prinzen.

„Ich werde Ihnen folgen," sagte der Prinz, „aber dieser Herr wird es auch — es ist ihre Pflicht."

Abermals schwenkte Bonvoisin den Hut und sagte:

„Ich habe Ihnen nichts in den Weg gelegt — ich will bloß von Ihnen befreit sein. Diese Herren werden Sie nur so lange aufhalten, bis ich mich entfernt habe."

Mit diesen Worten drängte sich Bonvoisin durch die Wache und entfloh.

„Es ist ein Wolf," sagten einige Gardisten leise zu einander, „laßt ihn durch."

Vergeblich schrie der Prinz über Gewalt und über die Unerfahrenheit der Wache in ihren Pflichten. Man umringte ihn, hielt ihn fest und als man annehmen konnte, daß er Bonvoisin nicht mehr erreichen könne, ließ man ihn los.

Während dessen hatte Bonvoisin bereits einen Cabrioleur erreicht und war davon gefahren. Durch ein Labyrinth von hellerleuchteten von Menschen angefüllten Straßen fuhr das Cabriolet aus Paris hinaus auf einen freien weiten Platz, wo ganz einsam ein dunkles Gebäude stand. Hier stieg Bonvoisin aus, entließ den Cabrioleur und eilte auf das Gebäude zu.

Ehe wir den Ort schildern, welchen Bonvoisin zu betreten im Begriffe stand, ist es nothwendig einen Blick auf die Pläne dieses jungen Abentheurers, der sich in

den Kopf gesetzt hatte, die Welt in Verwirrung zu bringen, zu werfen. Arthur von Bonvoisin von seiner Mutter in einem fortgesetzten politischen Schwindel erzogen, von ihr angefeuert und gereizt, spielte eine doppelte Rolle. Seine Mutter hatte ihn belehrt, daß man nur durch eine doppelte Politik in diesen Zeiten etwas durchsetzen könne — durch eine offensible Paradepolitik und eine heimliche. Sie sagte ihm, daß die Mächte, welche er haßte, weil er im Haß gegen sie erzogen worden, das Gleiche thun und daher nur durch ihre eigenen Waffen angreifbar seien. Arthur von Bonvoisin schloß sich äußerlich an die Regierung an und heuchelte den legitimsten Eifer, denn er suchte auf alle Weise die Regierung zu hintergehen, und zu falschen Maßregeln zu verleiten. Insgeheim aber arbeitete er eifrig an der Unterstützung der Napoleonisten nicht nur im Sinne seiner Mutter, sondern auch in jenem der Republikaner, welche er als die stärkere Parthei erkannte. Sein frischer jugendlicher Geist, von vorgefaßten Meinungen und fixen Leidenschaften nicht verblendet, erkannte bald das Unsinnige und Planlose aller napoleonistischen Bestrebungen. Die französische Nation — so weit sie nicht aus Soldaten und ihren Führern bestand, hatte wenig Sinn mehr für ein nationales Princip der Existenz, welches da noch ein großer Mann es repräsentirte, Frankreich dem Hasse und der Verfolgung von ganz Europa preis gab. Allein Bonvoisin verachtete den Beistand der napoleonistischen Parthei nicht, weil sie allein den kriegerischen Geist der Nation in sich aufbewahrte. Dagegen hatte die Republik einen gewaltigen Anhang, Ueberfluß an materiellen Mitteln, an Intelligenz und phy-

sischen Kräften. Es war Arthur durch sein Geld gelungen, die Häupter dieser Parthei an sich zu ziehen. Die Marquise hatte keine Ahnung von diesem Spiele ihres Sohnes, doch hatte sie mit ihm einen und denselben Lebenszweck, welchen auch alle revolutionären Partheien verfolgten, nämlich durch Täuschung, Erbitterung, Verletzung der Macht, einerseits und durch Unterstützung aller revolutionären Umtriebe, andererseits, die Schöpfung des Jahres 1815 zu vernichten und einen neuen Weltbruch herbeizuführen. Alle Verhältnisse standen günstig für dieses Vorhaben. Während Frankreich, sein kriegerischer Geist und seine revolutionäre Stimmung immer kräftiger wurden, erlahmten die regierenden Gewalten immer mehr in der Unthätigkeit des Friedens, und die europäische Politik, auf seidenem Faulbett hingestreckt, fand es allmählig wieder bequemer, durch rohe Gewalt als durch Intelligenz und menschenfreundlichen Eifer zu regieren. Jede Störung ihrer süßen Ruhe reizte ihren Zorn und beförderte die Gefahr eines neuen Bruchs, von welchem die Marquise und ihr Sohn — wenn nicht heilsame, doch solche Folgen erwarteten, welche mit ihren Wünschen übereinstimmten.

Das Loosungswort der revolutionären Partheien war: Krieg; Frankreich hatte so glorreich gekämpft, es hatte solche Wunder der Tapferkeit verrichtet, daß es nur des Krieges zu bedürfen schien, um die ihm aufgedrungene alte Staatsordnung wieder zu zerstören und Europa zu befreien. Gelingt es, so dachten diejenigen, welche die Revolutionspartheien inspirirten, die europäischen Mächte zum Krieg gegen Frankreich

zu verleiten, so wäre es unschwer zu errathen, auf welcher Seite der Sieg sein müsse. Frankreich hatte keine Nationalfeinde mehr, seine Heere hatten ganz Europa durchwandert und sich überall die Achtung der Nationen erworben. Es war vorauszusehen, daß diese so oft geschlagenen europäischen Heere, welche in den Franzosen immer tapfere, aber auch großherzige und humane Feinde fanden, mit Unlust und nur gezwungen die Waffen gegen Frankreich ergreifen würden, um vielleicht im Laufe des Kampfes gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Es hatte sich unter den Feinden Frankreichs die Ueberzeugung verbreitet und festgesetzt, daß es besser sei, von Frankreich überwunden zu sein, als über dasselbe zu triumphiren. Gelinge es also Frankreich noch ein Mal, durch funfzehn Friedensjahre erstarkt in den Kampf zu ziehen, so müßte die europäische Ordnung von Frankreich gegeben werden. So war der Glaube derjenigen, welche um jeden Preis den Krieg wollten, weil es schien, daß er die Welt befreien müsse. In dieser Voraussetzung hatte Arthur von Bonvoisin die Verschwörung geleitet, deren Geist und Zweck wir sogleich kennen lernen werden. In dieser Voraussetzung hatte er große Waffenvorräthe aufgebracht, welche zuvörderst bestimmt waren, den Entschlossensten zu dienen, um der Nation damit ihre Zeughäuser zu erobern — und dann wie in den Revolutionskriegen das ganze Volk zu bewaffnen.

Das Gebäude, welchem sich Bonvoisin jetzt schleichend näherte, indem er eine Blendlaterne seinen Pfad beleuchten ließ, war ein viereckiges Magazin, mit dicken Mauern und kleinen mit Brettern verkleideten Fenster-

lücken. Ueber dem großen hölzernen mit Eisen beschlagenen Thore las man die Inschrift: „Magazin von Särgen." Bonvoisin begab sich jedoch nicht durch das große Thor, sondern durch eine kleine Thüre auf der Rückseite des Gebäudes in das Innere desselben. Nachdem er zwei Schlösser aufgemacht, trat er in ein ungeheures mit Quadersteinen gepflastertes Gewölbe, welches in der That mit Särgen ganz angefüllt war. Nachdem er sorgfältig die Thüre hinter sich abgeschlossen, überschaute er mit einer stolzen lächelnden Geberde der Zufriedenheit die große Anzahl von Särgen, und begann hierauf sie sorgfältig zu zählen. Er fand die Zahl 500 voll. Hierauf öffnete er einen Sarg der ersten Reihe und beleuchtete mit seiner Laterne dessen Inhalt. Er bestand aus trefflich gearbeiteten, blanken — Musketen. Mit lustigem Kennerblick prüfte er nun Schäfte, Läufe, Schlösser und Ladstöcke, handhabte sie kunstgerecht, um deren Gewicht zu erproben, und legte sie wieder leise mit Befriedigung an ihre Stelle. In der zweiten Reihe fand er Bajonette und Säbel, welche eben so aufmerksam untersucht wurden. Endlich näherte er sich einer kleinen Pyramide von Särgen, worin sich Kanonenläufe befanden. An einer andern Stelle befanden sich Kartätschenkugeln und bedeutende Pulvervorräthe in den Särgen. Nachdem er sich von der vollkommenen Brauchbarkeit aller Kriegsvorräthe überzeugt, zog er ein Papier aus der Brust und revidirte Alles nochmals, indem er auf jeden Sarg mit Kreide eine Nummer schrieb. Er fand folgenden Bestand: 5000 Musketen mit Bajonetten, 500 gezogene Büchsen, 3000 Säbel, zehn dreipfündige

Kanonen, 50 Centner Pulver, und eine entsprechende Zahl gegossener Kugeln.

Als er mit der Zählung der Vorräthe zu Ende war, rief er mit lauter Stimme: „Samiel, Samiel, wo bist Du!"

Es erfolgte keine Antwort. Nochmals wiederholte Arthur seinen Ruf, aber eben so vergeblich.

„Der Schurke wird sich wieder betrunken haben," murmelte Bonvoisin für sich, „diese Soldaten des Kaiserreichs haben in Deutschland die Unmäßigkeit gelernt. Wäre der Bursche nicht so treu, ich würde ihm ein Bajonett in den Leib stoßen, wenn ich ihn schlafend finde."

Mit diesen Worten näherte sich Bonvoisin der hintersten Ecke des Magazins. Hier bot sich seinen Augen ein seltsamer Anblick dar. Ein ungewöhnlich großer Sarg war hier, mit Hilfe einiger Federbetten zu einer Lagerstatt eingerichtet worden. Daneben standen eine leere Weinflasche, ein umgestürztes Glas und Reste einer Mahlzeit. Aber der Wächter selbst war fort. Bestürzt durchrannte Bonvoisin das ganze Magazin, durchsuchte jeden Winkel, aber der Gesuchte war nirgends zu finden. Bonvoisin, dessen muthige Seele bisher nie gebangt hatte, fühlte sich plötzlich von einem herzbeengenden Gefühle ergriffen. Diese Vorräthe, welche er mit ungeheurem Kostenaufwand, mit unsäglicher Mühe, List und Sorgfalt zusammengebracht, worauf alle seine Hoffnungen beruhten, wären sie verrathen und geopfert? Hätte Samiel ihn und seine Unternehmung verkauft. Einen Augenblick erschütterte ihn die Erkenntniß der Wahrscheinlichkeit

einer geschehenen Entdeckung. Aber der Gedanke an ein Scheitern seiner ersten Unternehmung war in Erwägung aller Folgen so niederschlagend, daß er nicht daran zu glauben wagte. Die Hoffnung log ihm eine Menge tröstlicher Möglichkeiten vor. Samiel konnte — der langen Wacht müde, sich bloß auf einige Augenblicke entfernt haben, um sich zu erholen. Er konnte von einem Unwohlsein befallen worden sein — im schlimmsten Falle konnte er aus Furcht seinen Posten verlassen haben, ohne jedoch an Verrath zu denken. Aber alle diese Möglichkeiten konnten Bonvoisin nicht völlig beruhigen. Zum ersten Male fragte er sich im Angesichte der ersten Gefahr, ob, was er unternehme, recht und vernünftig sei? Ob alle diese Särge hinreichen würden, um nur den zehnten Theil der Opfer seines Wagestücks aufzunehmen? Mit welchem Beruf und Recht er den Bürgerkrieg entzünde, tödtliche Leidenschaften zu blutigen Werken entflamme, über wessen Haupt das Blut kommen werde, welches zu vergießen seit geraumer Zeit das Endziel aller seiner Gedanken war? Aber es war zu spät für diese Betrachtungen, der menschliche Stolz duldet nicht, daß die Reue früher als das Unglück das Herz mit ihrem Alpdrücken überfalle. Bonvoisin endigte seine Betrachtungen mit selbstzufriedenem höhnischen Lächeln. „Mit welchem Rechte," sagte er sich zum Troste, „haben die Könige das Blut ihrer Zeitgenossen fließen gemacht? Mit welchem Rechte haben sie Länder und Menschen verkauft, verschenkt, vererbt? Mit welchem Rechte Millionen für das Interesse ihrer Familien in den Tod gejagt? Fort mit diesen feigen falschen Gewissensbissen!"

Jetzt erscholl plötzlich ein furchtbares Krachen und gleich darauf ein Geprassel wie von Kleingewehrschüssen. Der Boden dröhnte, die Wände gaben einen grausenhaften Wiederschall. Alle Särge schienen sich zu bewegen und das Magazin über dem Haupte Bonvoisins zusammenstürzen zu wollen. Die Ursache dieses Geprassels ließ sich nicht sogleich erkennen, Bonvoisin erzitterte. Allmählig verhallte das Gerassel — Bonvoisin sammelte sich wieder und fand nun, daß einer der mit Kugeln gefüllten, schlecht gezimmerten Särge, die unter ihm liegenden zerdrückt hatte. Die Kugeln waren nun herabgerollt, hatten mehrere Särge zerschlagen und tanzten nun auf den Quadersteinen knallend umher. Es war ein gleichgültiger Zufall. Aber Bonvoisin fühlte sich erschüttert und völlig entmuthigt. Der Anblick machte ihm jetzt Grauen — seine Gedanken wandelten als drohende Gespenster durch die Halle. In kaltem Schweiß gebadet, rannte er dem Ausgange zu, indem sich seine Haare sträubten, stieß die Thüre mit dem Fuße aus ihren Angeln, schloß mit fieberischer Hast hinter sich zu, als fürchtete er eine Verfolgung und sprang tief aufathmend ins Freie.

Inzwischen hatten sich in der Restauration des Herrn Capuchon die Wölfe in pleno versammelt. Ein kolossaler Saal stand glänzend erleuchtet, isolirt in einem Garten. Es schien Ball zu sein, denn man hörte von einem zahlreichen Musikchor eine Française spielen. Durch die Fenster sah man durch Gazevorhänge hindurch, wie es schien, die tanzenden Paare. Niemand durfte in den Garten, ohne sich mit einer

Karte beim Portier als eingeladener Gast legitimirt zu haben. In einer Entfernung standen zahlreiche Equipagen, deren Kutscher sich in einer, vom Locale getrennten Bude restaurirten. „Was meinst Du," sagte Jaquet zu Frisson dem Cabrioleur, „das ist ein sonderbarer Fall. Ich habe nicht ein einziges Frauenzimmer aus dem Wagen steigen sehen."

„Ich auch nicht, entgegnete Frisson — ich denke sie müssen einen ganz eigenen Tanz vorhaben. En avant — marchons contre les canons — ja, Du verstehst mich!"

„Du irrst — das kann es nicht sein," sagte Cornichet der Lohnlakai, „die Versammlung ist eine gesetzliche, es sind Ordnungscommissäre da, Nationalgarden und Mouchards — da kann nichts stattfinden, was gegen die Ruhe ist."

„Ja, das ist wahr!" sagte Frisson, „wie wäre es auch möglich, bei so vielen Marqueuren etwas Geheimes auszuführen!"

Alle diese Bemerkungen waren richtig, es waren Commissäre, Nationalgarden und Mouchards da, welche gegen jede gesetzwidrige Absicht Wache halten sollten, aber Commissäre, Nationalgarden, Mouchards, diese und selbst der Restaurant und Portier waren — Wölfe!

Die Gesellschaft war äußerst gemischt. Man sah hier Offiziere der Armee mit dem Kreuze der Ehrenlegion, man sah Staatsbeamte, Polizei, Ouvriers, Künstler, Gelehrte, Journalisten, Advokaten, gemeine Soldaten, und Leute, welche offenbar dem niedrigsten

Pöbel angehörten. Alle trugen eine gelbe Schleife im Knopfloch — alle waren Wölfe. In der Garderobe befand sich eine vollständige Waffenkammer, Musketen, Karabiner, Säbel, Dolche, Pistolen. Es herrschte eine fröhlichbewegte Stimmung in der Gesellschaft, ein Ton der Zuversicht und Verwegenheit, welcher auf das Bewußtsein gewaltiger Kräfte schließen ließ. Im Ganzen mochten bei tausend Männer beisammen sein, deren Physiognomien sämmtlich ungewöhnlich intellegent und entschlossen aussahen. Die Hoffnung aller Anwesenden war die von Männern, welche nichts zu fürchten haben. Die Unterhaltung war so lebhaft, daß sie die Musik — bestellt von Wölfen — übertäubte. Die beweglichen Gruppen wälzten sich unaufhörlich im Saale und den Nebengemächern auf und nieder. In der Mitte des Saales war eine kleine Tribüne errichtet, worauf ein Tisch und zwei Armleuchter nebst einem Stuhle standen. Auf derselben stand eine Gruppe von Männern, worunter man die Agenten Dülochet, Millerhover, Michel und Cheval gewahrte. Letztere waren in leisem Gespräche mit einander begriffen.

„Es ist 1 Uhr — und Bonvoisin ist noch nicht da," sagte Cheval, „ich fürchte, es ist ihm ein Unfall geschehen, Alles erwägend, scheint mir diese Versammlung der Wölfe in corpore gewagt und voreilig. Die Zahl unserer Freunde in der Nationalgarde ist unbedeutend — wir haben Alles zu fürchten."

„Und sind wir nicht darauf vorbereitet," sagte Michel, auf die Waffenkammer weisend, „ein Mal müssen wir losbrechen — die Wölfe müssen ausziehen gegen die Schafe."

Plötzlich hörte man von allen Seiten rufen „er ist da, er ist da — Platz für unseren Präsidenten!' Augenblicklich verließ die Gruppe die Tribüne und Bonvoisin, bleich zerstört, trat auf dieselbe.

„Meine Herrn!" rief er, sich schüttelnd, „ich fühle Frost in meinen Gliedern."

Man brachte ihm eine Flasche Portwein. Nachdem er einige Gläser hinabgestürzt, durchströmte ihn neue Lebenswärme, die bleichen Wangen rötheten sich, und nachdem er der bereits schweigenden Versammlung ein Zeichen mit der Glocke gegeben, begann er folgende Rede:

„Brüder — Wölfe!

Die Thiere der Schöpfung waren einst in einer so gemächlichen, passiven, friedfertigen Stimmung, daß sie anstatt des gestorbenen Löwen, das Kameel zu ihrem König ausriefen. Ein Geschöpf sollte herrschen, welches die Natur zum Lasttragen und zur Dienstfertigkeit erschaffen hatte! Man gab ihm Scepter und Krone, bekleidete ihn mit dem Königsmantel und überließ ihm alle Schätze und Gewalten des Reichs. Man erklärte seine Würde als erblich in der Familie. Das Kameel, seiner Unbehilflichkeit sich bewußt, wählte sich den Fuchs zum Minister des Staates. Dieses Thier, seiner Natur nach feig, hinterlistig und alle Starken hassend, fand diese Ordnung der Dinge außerordentlich nach seinem Geschmack. „Herr, sagte er zu dem Kameele, gieb mir unumschränkte Vollmacht, überlasse mir die Verwaltung der Finanzen, einige Monopole, und Alles wird gut gehen." Es geschah, wie der Fuchs wollte. Der schlaue Diener

in allen Künsten der Heuchelei und Kriecherei wohl erfahren, bestellte nun den Staat nach seinem Sinne. Er gab die wichtigsten Aemter des Staats an den Ochs, den Esel, die Schafe; er machte einen Widder zum Kirchenvater, ein Faulthier zum Cultusminister, und brachte die unbeholfensten Thiere des Reiches zu Beamten, denn er befand sich wohl dabei, daß Niemand die Einsicht und den Muth hatte, sein Spiel zu durchschauen. Er ließ dem Kameel alle Ehren seiner Würde, aber die Macht behielt er für sich. Das Kameel aber hatte eine unüberwindliche Furcht vor dem Zorne der Thiere, welche stark waren im Geiste und am Körper. Seine Nächte waren schlaflos, es zitterte vor den Wölfen, Tiegern, Schakalen und Hunden. Der Fuchs stellte sich sehr bekümmert um die Seelenruhe des armen Monarchen, in der That aber war er es, welcher die starken Thiere am meisten fürchtete. „Herr!" sagte er eines Tages zu dem Kameel: „ich habe ein Regierungssystem erdacht, welches, wenn Du es befolgst, Dich von aller Sorge befreien wird. Die Wölfe sind ehrgeizig, habgierig, neidisch und herrschsüchtig. Wir müssen sie unter einander veruneinigen, wir müssen sie entweder für uns gewinnen, oder unschädlich machen und ausrotten. Eine wichtige Stelle im Staate ist noch unbesetzt, die eines Polizeiministers. Wir müssen sie reich dotiren und einem Wolfe geben, der weder ein Gewissen noch Ehre und Reputation hat.*) Diesem Manne vertrauen wir die Ueberwachung der Wölfe an. Er kennt alle ihre Schlupf-

*) Man erinnere sich bei dieser Stelle an die politischen und polizeilichen Systeme Mazarins, Richelieu's und — Thuguts.

winkel, ihre Gewohnheiten und Neigungen. Er wird sie uns Stück für Stück in Fallen liefern, wo wir sie mit Leichtigkeit erschlagen können. Vor Allem muß er suchen die Schriftsteller theils auszurotten, theils moralisch zu tödten, theils für die gute Sache zu gewinnen. Man muß in der Klasse von Schriftstellern eine Anzahl von Wölfen gut besolden, damit sie alle unpartheiischen und redlichen, uns feindseligen Scribenten verleumden, in der öffentlichen Meinung herabsetzen, allen Partheien verdächtigen. Man muß bei den gelesensten Journalen Wölfe anstellen, welche alle talentvollen und gefährlichen Schriftsteller verfolgen, ihre Werke verunglimpfen, ihre Privatehre besudeln. So werden wir Wölfe gegen Wölfe hetzen, und diejenigen verderben, welche uns gefährlich werden könnten. Allein das ist nicht genug. Es werden immer noch zahlreiche Wölfe übrig bleiben. Um diese zu beschäftigen, müssen wir eine Armee von Polizeispionen aus den Wölfen errichten, welche einander unter sich unbekannt, darauf ausgehen müssen, alle Wölfe zu entdecken, und nach einander zu tödten. Da jeder Wolf der Polizei nichts von den Aufträgen seiner Kollegen weiß, so wird er diese und diese werden ihn zu verderben suchen, um sich Verdienste zu sammeln. Was nun von den Wölfen noch übrig bleibt, suchen wir in Gefängnissen und im stehenden Heere mit 5 Sous Taglohn unterzubringen und unter scharfe Aufsicht zu stellen. So vortrefflicher König, werden wir das ganze Geschlecht der Wölfe allmählig in unsere Gewalt bekommen. Sie werden sich selbst unter einander anfallen und auffressen. Sie werden sich Verbrechen andichten

und Fallen legen. Sie werden immer hoffend auf unsere Belohnungen, gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüthen.“ Und das Kameel lächelte zufrieden, heftete einen Orden an die Brust des Fuchses, ernannte ihn zum Herzog, und es geschah, wie er gesagt hat.

„Wölfe! ich frage euch, ist es so oder nicht?“

Diese hastige, improvisirte fabulöse Anrede Bonvoisins, machte einen merkwürdigen Eindruck auf die Versammelten. Sie lachten und grinsten wüthend, ballten die Fäuste, murmelten Flüche oder hörten mit gerunzelter Stirne und ohne Bewegung blos zu, je nachdem Temperament und Bildung das Betragen influenzirten. Der Sinn der Fabel war Allen einleuchtend. Während Bonvoisin noch sprach, hörte man verschiedene beifällige Stimmen ausrufen: „Ja das ist es — der hat den Nagel auf den Kopf getroffen — man würdigt uns herab, um uns zu knechten — wir essen unser eigenes Fleisch und trinken unser eigenes Blut, man macht uns zu Lastträgern, Spionen, Heuchlern, indeß wir herrschen sollten.“ Als endlich Bonvoisin die Wölfe direkt apostrofirte, schien es in der That, als hätten sich diese von wildem Zorne erhitzten Männer in wilde Thiere verwandelt, denn ihre Antwort war ein Durcheinanderschreien und Ausstoßen höhnischgrimmiger Ausrufungen, welches mit dem Geheul von Wölfen viele Aehnlichkeit hatte. Als Bonvoisin sah, daß es ihm gelungen war, seine Zuhörer in die beabsichtigte Stinmung zu versetzen, stürzte er ein neues Glas Wein hinunter und fuhr feurig fort:

„Brüder — Wölfe!

Ihr wißt, was ich sagen will. Ihr seid nicht die Leute, um lange über meine Fabel nachzudenken. Ihr wißt, was ich sagen will: die Kraft, das Talent, der wahre Mensch sind verachtet, geknechtet, verrathen, zu Boden geschlagen. Alle Starken schmachten in Ketten. Und wer hat sie überwunden? Waren es etwa jene Gefeierten, welche an der Spitze der Gesellschaft stehen? Oder jene blökenden Heerden von Lämmern, welchen man Musketen aufgebürdet? Nein, es waren Wölfe — es waren Starke, welche sich vom Fuchs überlisten ließen. Es waren Wölfe, welche als Priester, Polizeibediente, politische Agenten, bezahlte Schriftsteller, Krieg führten gegen die Wölfe, um einen von Eigennutz stinkenden Fuchs und ein dummes Kameel zu Herren der Schöpfung zu machen! Man hatte die Besten unter uns bestochen und ihnen das Schaffell der Heuchelei angehängt. Nicht nur alle wichtigen und einträglichen Aemter, nein alle Erfolge überhaupt sind in den Händen unserer natürlichen Knechte. Der Ruhm wird nicht mehr dem größten Talente und Verdienste, nein er wird nur dem zu Theil, der am Besten heuchelt und betrügt. Schafe und Rinder glänzen als berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Schriftsteller, Künstler, während das Genie am Karren schiebt und in Höhlen des Jammers umkommt. Ja die Industrie des Fuchses reißt selbst die Lorbeern der Kunst und Wissenschaft an sich. Ohne dieses feigen Schurken Erlaubniß, ohne sein Zuthun oder doch Geschehenlassen, können weder Talent noch Verdienst aufkommen. Ich

frage euch Brüder Wölfe, wollt ihr euch dieß noch länger gefallen lassen?"

Abermals entstand eine Pause, abermals heulten die Wölfe vor Wuth und Scham. Bonvoisin fuhr fort:

„Es kam ein Tag, da sagten die Wölfe, welche man herabgewürdigt zu Dienern, zu ihren Opfern: „Wie kommt es, daß ihr Wölfe seid und bettelt? Daß man euch einsperrt, Lasten tragen läßt, mit Kartoffeln füttert? — Die Opfer aber sagten: Wie kommt es, daß ihr eure eigene Gattung verfolgt? Seid ihr nicht Wölfe wie wir? — Warum dient ihr dem Kameel als Büttel gegen uns? Warum vollzieht ihr die Befehle von Ochs und Esel? Wäre es nicht angemessener, daß ihr beföhlet, statt zu gehorchen? Da sahen sich die Wölfe traurig an und sagten zu einander: Man hat uns mißbraucht — wir wollen uns rächen. Lasset uns zusammenhalten und wir werden Herren sein. Es ist klar, wo das hinaus will. Man gebraucht Wolf gegen Wolf, um das ganze Geschlecht durch sich selbst auszurotten. Aber wie wollen wir es anfangen, das Rindvieh zu vertreiben — es ist mächtig geworden. Es beherrscht den Staat, die Literatur, die Kunst. Die Journale blasen in sein Horn und die Armeen gehorchen seinen Befehlen." Da erhob sich ein alter gehetzter Wolf. Er war erbärmlich anzuschauen. Sein Balg war ganz verklopft und an vielen Stellen kahl. Wunden bedeckten seinen ausgehungerten Leib. Kaum konnte er seine Glieder schleppen." Lasset euch rathen, ihr Brüder. Wir müssen die Listen des Fuchses borgen, um ihn durch seine

eigenen Waffen zu besiegen. Wir sind zersprengt, wir können mit Gewalt nichts ausrichten. Wir müssen auf unserem Posten bleiben. Bleibe jeder was er ist, der Spion bleibe Spion, der Priester bleibe Priester, der Soldat, Soldat. Und ein Jeder suche möglichst Diensteifer, Gehorsam, Demuth zu heucheln. Aber hütet euch einander zu verfolgen. Wenn man euch aussendet gegen Wölfe, so ergreift Schafe und erwürgt sie. Schwört, daß ihr eure Opfer längst als wüthende Wölfe gekannt. Verkehrt den Sinn der Befehle, welche man giebt, dient, seid gehorsam, beobachtet die Form, und laßt der Natur ihren Lauf. Verfolgt euch nur zum Scheine, aber leistet euch Beistand. Kein Wolf verschlinge den Andern. Es gilt die Emancipation der Kraft. Der Fuchs kann euch nicht überlisten, wenn ihr feig seid. Priester-Wölfe — versehet euer heuchlerisches Amt mit Salbung. Predigt den Schafen Gehorsam und Tugend — seid duldsam gegen die Verbrechen und Schwachheiten des herrschenden Rindes, erlaubt ihm Alles. Ihr macht sie dadurch bei dem Volke verhaßt — man wird sie verachten. Agenten-Wölfe, bleibt Kundschafter und Spione, aber drückt beide Augen zu, wenn ihr wirkliche Gefahren seht, und erhebt ein großes Geschrei, wenn ein Schaf seine Heerde verläßt. Denunzirt dazu Esel als Hochverräther, den Schöps als Kapitalverschwörer, füllt die Gefängnisse mit unschädlichen Thieren, aber lasset jeden Wolf seinen Weg gehen, laßt ihn entwischen. Wölfe — Schriftsteller, preiset die Weisheit des Kameels, damit es lächerlich werde. Wölfe — Soldaten, kehrt eure Waffen gegen wehrlose Geschöpfe,

und streckt sie vor eures Gleichen. Ja nur so könnt ihr die Gewalten der Dummheit und die Fesseln der Schmach zerbrechen, welche man euch auflegt.“ Und die Wölfe jauchzten ihm Beifall zu und beschlossen zu gehorchen.

Neuer Beifall unterbrach den Redner.

„Meine Herren — Brüder und Wölfe,“ fuhr der Redner fort: „Sie kennen nun den Zweck unserer Vereinigung, die naturwidrige Herrschaft der Impotenz, des Vorurtheils, der Anmaßung, zu stürzen und die Starken in ihre ewigen Rechte wieder einzusetzen. Die Natur der Dinge ist verkehrt, wir müssen sie wieder auf die Füße stellen. Wir wollen diesen mittelmäßigen Köpfen, welche sich anmaßen, durch ihren Verstand das Genie zu bemeistern, das Handwerk legen. Wir wollen diese Narren und Dummköpfe, welche uns den Platz verstellen, lehren, wohin sie gehören. Alles dieß vermögen wir aber nur durch Vorsicht, Ausdauer, Klugheit. Dieser Bund sei der erste in seiner Art. Wir sind hier unser Tausend, aber es sind unser Millionen in Europa. Wir wollen nur die Apostel der Starken sein. Wir wollen ausziehen in alle Weltgegenden und das ewige Recht der Starken predigen. Wir werden überall Bundesgenossen an allen denen finden, welche stark sind. Wir bedürfen keiner Körperschaft, wir bedürfen nur der Einheit des Wissens und Willens. Unsere Interessen sind überall dieselben, unser Glaube ist der einzige, der fest steht und nur mit dem Bau der Welt zusammenfallen kann. Unsere Macht und Herrschaft ist mehr als unser Recht, es ist ein Gesetz der Natur. Die Masse hat nur ihre Ge-

walt der Trägheit. Alles Leben, alle Bewegung aber ist unser Werk, unsere Sache steht höher als jede andere. Wir sind hier Männer von allen Neigungen, von allen Grundsätzen, aber keiner von uns zweifelt, daß dem Starken die Macht und das Recht zu herrschen zukommen.“

Er spricht wie ein Prophet, sagte Michel, als Bonvoisin wieder eine Pause machte, um seine heiße Zunge anzufeuchten.

„Das ist wieder ein Mann unter den Knaben dieser Generation!“ ergänzte Cheval.

„Der Teufel soll mich in Stücke zerreißen,“ bemerkte Millerhover, „wenn er nicht Recht hat. Ich handle, was mich betrifft, schon lange nach seiner Religion, der Narr der da glaubt, daß ich, wenn er mich mit Ambrosia füttert, auf seinen Acker nisten werde, hat sein Zutrauen umsonst ausgegeben. Ich handle immer auf meine eigene Faust, und lasse mich dafür von Andern bezahlen. Es leben die Dummköpfe!“

Ein Theil dieser Bemerkungen drang bis zu Bonvoisin, der diesen Anlaß ergriff, seine Theorie durch ein so eclatantes Beispiel zu erläutern.

„Brüder und Wölfe,“ fuhr er fort, „ich kenne einen der Unserigen, welcher Wunderwerke der echten Wolfspolitik verrichtet hat. Ich kann euch dieses Beispiel nur empfehlen — es zeigt euch, wie ihr handeln müßt und sollet. Der Mann — der Bruder Wolf will ich sagen — den wir bis heute haßten und verkannten, den wir vor kurzer Zeit den Kugeln unserer Feinde preisgegeben haben, weil wir dafür hielten, daß er nur Komödie spiele, um die gute Sache zu verrathen,

hat in einer Reihe von Jahren unseren Feinden mehr geschadet als eine Armee von 30000 Mann ihnen hätte schaden können."

„Das ist wahr," sagte Millerhover geschmeichelt, indem er lachend sich den Schnurbart aufdrehte, „nur sollte dieser Teufel es nicht allen Leuten sagen."

„Dieser brave Mann," fuhr Bonvoisin fort, hat unseren Feinden im Laufe von zwanzig Jahren eine Million abgenommen, welche theils ihm, theils seinen Freunden zu Gute kamen, und ihnen dafür Dienste geleistet, welche, so kostbar sie seinen Düpes erscheinen mochten, doch nichts waren, als Fallen, um sie durch ihre eigenen Thorheiten zu verderben. Er hat ihnen Berichte gemacht, welche sie vollkommen irre führten, zu tausend falschen Maßregeln verleiteten, und sie auf diese Weise verhaßt und verächtlich gemacht. Unter dem Vorwande als agent provocateur die Volksstimmung prüfen und die Feinde der guten Sache dahin zu bringen, daß sie sich verrathen, hat er revolutionäre Klubbs ganz allein gestiftet und sich für diesen Dienst große Belohnung erbeten."

„Wer ist dieser Mann?" riefen mehrere Stimmen lachend und jubelnd.

„Der Teufel plagt ihn," murmelte Millerhover, „mein ganzes Spiel aufzudecken!"

„Forschet nicht," fuhr Bonvoisin indeß zum Troste des Agenten fort, „es ist nicht gut, daß die Wölfe sich immer unter einander kennen. Wir haben uns nur versammelt, um unsere Zwecke festzustellen. Wir wollen aber vergessen was wir gehört und gesehen haben. Wir werden uns in alle vier Winde zerstreuen. Jeder von

uns wird bemüht sein, unseren Bund über die ganze Erde zu verbreiten, allein wir werden keine Listen unserer Angehörigen führen, wir werden uns verbergen, und in Tausenden von Masken die Erde durchwandern. Jeder von uns sei nur bemüht seines Gleichen Vorschub zu leisten. Fluch dem Wolfe der einen Wolf verräth, liefert oder ihm nicht Beistand leistet in Noth und Gefahr. Ein Jeder achte die Maske und das Geheimniß des Andern. Ein Jeder sei uns Bruder, der irgend eine große Fähigkeit, ein Talent, eine Kraft, besitzt. Keine Polizei wird unseren Bund auswittern, denn wir werden selbst diese Polizei handhaben. Kein Gesetz wird uns verfolgen, denn wir werden uns unter den Schutz des Gesetzes begeben. Wir werden unsere Brüder nicht verrathen, denn wir werden sie nicht kennen. Unser Bund sei keine plumpe Verschwörung, mit ostensiblen Zwecken, er sei nur das Bewußtsein unserer Kraft, die Sicherheit unseres Zusammenhaltens, die Erkenntniß unserer Interessen. Er sei eine Religion der Starken mit dem Glauben an unsern gewissen Sieg. Wir fordern von unseren Genossen keine Schwüre, keine Opfer. Vielmehr wollen wir uns freuen, wo wir Wölfe im Genusse des Reichthums und der Macht finden. Unser Zweck ist unaufhörlicher Krieg gegen den Unverstand und die Schwachheit. Wir überlassen einem Jeden die Mittel, welche er für gut hält. So allein werden wir unüberwindlich sein. Brüder Wölfe! Diese Versammlung hat nur den Zweck, uns zum Bewußtsein zu bringen. Wir schwören weder zur Fahne der Republik noch zu jener des Kaiserreichs, weder auf die Standarte der Aristokraten, noch

jene der Demokraten. Wir wollen nur das Reich der Starken. Wir wollen fechten für dasselbe in jedem Lager, unter jeder Fahne. Im Staatsrath, in den Bureaus, in den Klubbs. Mit der Wuth der Verhungernden und der Eigensucht der Reichen. Mit der Treulosigkeit und Hinterlist und mit der Begeisterung. Mit dem Fanatismus der Gläubigen und dem Freigeist der Ungläubigen. Mit dem Prinzip des Absolutismus und mit jenem der Revolution. Unser Zweck bleibt immer derselbe: die Emancipation der Starken. Genehmigt ihr Brüder Wölfe diese Zwecke und Mittel, so ist unser Bund geschlossen."

„Es leben die Wölfe!" schrieen alle Anwesenden. Der Lärm beifälliger Zurufe dauerte mehrere Minuten. Jedermann war mit diesen Grundsätzen des Bundes zufrieden.

„Wohlan," fuhr Bonvoisin fort, „so ist der Bund geschlossen und alle Heere Europa's werden ihn nicht zerstören. Ich habe euch, lieben Brüder und Wölfe, nur noch Einiges in Bezug auf die Verhältnisse dieses Bundes zu sagen. Der neue Zustand, den ein lahmer Enthusiasmus erschaffen, kann uns nicht genügen. Die Republikaner bereiten eine große Unternehmung vor. Sie haben Waffen und streitbare Mannschaft. Was sie thun werden, kann uns nur nützen. Es ist möglich, daß noch vor Anbruch des Tages ein Sturm losbricht, der die Schöpfung der mittelmäßigen Köpfe zertrümmert. Gelobet euch hier dieser Unternehmung kein Hinderniß in den Weg zu legen. Eure Befehle werden zum Theil die Kugeln der National=

garden leiten. Seid blind und taub gegen diese Gefahr, die dem Reiche der Kameele droht."

Hier unterbrach den Redner ein verwirrtes Geschrei: „Verrath, Verrath! Das Haus ist von der Nationalgarde umzingelt. Bewaffnete Gruppen haben die Eingänge besetzt. Rette sich, wer kann. Zu den Waffen, zu den Waffen!"

Alles stürzte der Waffenkammer zu. Bonvoisin blieb aber auf der Tribüne und rief voll Geistesgegenwart und Entschlossenheit gebietend durch den Saal:

„Das Feldgeschrei! das Feldgeschrei!"

Sogleich erscholl ein furchtbares Heulen durch den Saal: „Houp, houp, les loups!"

„Die Lichter ausgelöscht!" donnerte Arthur jetzt. Der Restaurant schloß den Hahn des Gasometers; tiefe Nacht bedeckte den Schauplatz.

„An eure Posten Schützen!" rief wieder Bonvoisin, und gleich darauf drängte sich ein Dutzend Wölfe an den Eingang des Saales.

„Die Thüren auf!" rief Arthur; es geschah.

„Macht euch fertig!"

Inzwischen hatte sich ein Haufen Bewaffneter über die große Treppe heraufgewälzt.

„Ergebt euch!" rief nun eine unsichere Stimme.

„Feuer!" kommandirte Bonvoisin — ein Blitz erleuchtete den gedrängt vollen Saal und der Büchsendonner erschütterte die Wände und Fenster, daß sie klirrten. Die Getroffenen stürzten polternd mit ihren Waffen die Treppen hinab.

„Vor mit dem Bajonett!" kommandirte nun Bonvoisin und mit dem Geschrei: houp, houp, les

Loups!" stürzten sich die Wölfe auf die ungebetenen Gäste, welche eiligst zurückwichen. Bonvoisin verließ nun die Tribüne und mischte sich unter die Wölfe, welche in keilförmiger Ordnung vordrangen, Alles vor sich niederwarfen, und ehe sich die untenstehenden Truppen fassen konnten, ihre Haufen durchbrochen hatten. Bald waren Freunde von Feinden nicht mehr zu unterscheiden, die Nationalgarden stießen überall auf ihre Waffengefährten, da die Wölfe großentheils aus solchen bestanden. Der Ruf: „houp, houp, les loups," erscholl von allen Seiten und die Commandorufe der Offiziere widersprachen sich. Hier kommandirte ein Führer vorzurücken, dort rief einer zum Rückzug, — Niemand wußte was er zu thun habe, nur die Wölfe, überall auf Genossen stoßend, wußten es. Bald war der Saal geleert, die Truppen nach allen Richtungen zersprengt, und die Wölfe, ohne einen Mann verloren zu haben — unkenntlich gemacht, mit Truppen und dem sich versammelten Volk neugieriger Pariser, welche aus allen Häusern herbeiliefen, vermengt. Auf der Treppe der Restauration aber lagen bei fünfzig Tode und Verwundete, und unter den Letzteren in Nationalgardenuniform, von einer Kugel in die Achsel getroffen, der Doctor Grimaldi.

„Ergebt euch!"

„Feuer!" kommandirte Bonvoisin — ein Blitz erleuchtete den gedrängt vollen Saal und der Büchsendonner erschütterte die Wände und Fenster, daß sie klirrten. Die Getroffenen stürzten polternd mit ihren Waffen die Treppen hinab.

„Vor mit dem Bajonett!" kommandirte nun Bonvoisin und mit dem Geschrei: houp, houp, les

Viertes Buch.

London.

1845 — 1846.

London.

Der Dezember des Jahres 1845 ging eben zu Ende. London glänzte von Weihnachtsfreude. Alle Fenster waren ungewöhnlich erleuchtet und durch die Straßen drängten sich Lastträger mit den Geschenken beladen, welche Liebe und Freundschaft einander bestimmt hatten. Es war zehn Uhr Abends — es fing an allmählich in den Straßen stille zu werden. An die Stelle der Diener des Wohlstandes, welche in früheren Stunden die Straßen bevölkert hatten, kam jene zahlreiche elende Bevölkerung zum Vorschein, welche in ihrer Erscheinung einen schrecklichen Gegensatz zu den reichen Klassen bilden. Denn sowie diese nirgends eine so luxuriöse Pracht zur Schau tragen, wie in London, so ist auch nirgends das menschliche Elend grauenvoller zu schauen, als in London. In Lumpen gekleidete Schaaren von Bettlern, kamen aus den entlegensten Vierteln herbei, Gauner huschten um die Häuser der Reichen, in die Tavernen und Theater, die Constablerwachen patrouillirten in den Straßen, wo die Zeit der

Arbeit für das Verbrechen begann. Eine solche Wache war es, welche in einem Winkel des Hyde-Parks, hinter einem Gestripp von Akazien einen zerlumpten Menschen auf der Erde liegend fand, der sich in Convulsionen wand. Der Unglückliche schien mit dem Tode zu kämpfen. Er schien bessere Tage gesehen zu haben — sein obwohl zerrissenes Costüm verrieth ursprüngliche Eleganz. Man brachte den Kranken in die Offiein des berühmten Master Stopson, Magisters der Pharmazie und Chirurgie, eines angesehenen und reichen Mannes, der das Amt eines Stadtchirurgen bekleidete, und als solcher verpflichtet war, bei vorkommenden Unglücksfällen Beistand zu leisten. Er fand sogleich — geübt in solchen Beobachtungen, Dank unserer kostbaren Cultur — daß nur Hunger im Begriffe stand, dem Unglücklichen das Leben zu rauben. Schon Viele waren in solchen Zuständen unter seinen Händen gestorben und vielleicht wäre es dem Unglücklichen, den er jetzt vor sich sah, nicht besser gegangen, wenn er nicht das besondere Glück gehabt hätte, durch seine Physiognomie Master Stopsons ganze Aufmerksamkeit zu gewinnen. Dieser gelehrte Mann hatte nämlich Physiognomik zu seinem Lieblingsstudium gemacht. Ohne sich um die schönen Grundsätze Lavaters zu bekümmern, der ihm ein Schwärmer zu sein schien, traute er sich doch, und zwar mit Recht, die Kunst zu, in jedes Menschen Antlitz nicht nur seinen Charakter, sondern auch seine Schicksale zu lesen. Der Kranke, den er unter den Händen hatte, schien ihm nun in beider Beziehung ein höchst merkwürdiges Subjekt. Sein länglich geschlitztes Falkenauge, seine

hohe und gefurchte Stirn, sowie seine Züge zeigten ihm einen Mann an, wie er sie vor Allen liebte — einen von der Natur mit scharfem Geist begabten Menschen, der viele Leiden erfahren und große Schicksale erlebt hat.

Die Sorgfalt Master Stopsons für den Kranken war rührend. Er blies ihm Athem in die Lungen, er frottirte seine Hände und Füße, wusch seine Schläfe mit stärkenden Essenzen, und es gelang ihm bald den Patienten zum Bewußtsein zu bringen. Die Freude, welche Stopson empfand und äußerte, als er seine Bemühungen vom besten Erfolge gekrönt sah, kannte keine Grenzen, aber diese Freude hatte eine Art von wissenschaftlichem Anstrich, welche sie der Grausamkeit sehr ähnlich machte.

„Wahrlich! — ein merkwürdiger und," sagte er vor sich hin, „diese Art den Blick aufzuschlagen, dieses ungewöhnliche Vorsichschauen, dieses Spiel der Mundwinkel, welches Verachtung der Menschen und ihre Thorheit ausdrückt, verräth einen außerordentlichen Geist — das ist ein Mensch von der Art, wie sie nicht mit Schätzen zu bezahlen sind, ein merkwürdiges Resultat der natürlichen Seelenbildung, ein psychisches Naturwunder! Wenn ich in dem Manne nicht finde, was ich suche, so taugt meine ganze Seelenkunde und Gesichtskenntniß nicht einen Penny. — Nun — setzte er auch hinzu — nun mein Freund, wie befinden Sie sich? Kopfschmerz, Abgeschlagenheit der Glieder, Schmerz im Rückgrate — nicht wahr, ich kenne das."

Der Kranke nickte bejahend mit dem Kopf, schien jedoch den sorgsamen Arzt keiner Antwort würdig zur

finden. Ein kurzer fast grämlicher Blick der Verachtung, war die einzige Antwort, welche er gab. Er schien dem barmherzigen Samariter sagen zu wollen: „Geh', bemüh' dich nicht, zwinge dich nicht menschenfreundlich zu scheinen, du bist nicht besser, vielleicht schlimmer als alle anderen."

Master Stopson hielt diesen Blick lächelnd — fast mit Vergnügen aus, denn er bestätigte alle seine Voraussetzungen.

„Aha — guter Freund" fuhr er fort, „ich kenne das. Sie sind nicht von gestern. Sie kennen diese heuchelnden Leute, und wissen, daß die Menschen niemals sind, was sie unaufhörlich zu scheinen bemüht sind. Sein sie ruhig — ich bin weder ein von der Partheisucht gemästeter Volksfreund, noch ein bezahlter Agent einer philantropischen Gesellschaft, ich habe weder Sitz noch Stimme im Parlamente, noch eine Spalte frei in den Times — was ich thue, geschieht auf eigene Faust — vielleicht aus Interesse, aber nicht aus Prahlerei. Fassen Sie Muth — ich wünsche Ihr Wohlbefinden, denn Sie gefallen mir außerordentlich."

Erstaunt schlug der Kranke die Augen auf und betrachtete seinerseits nun auch die Züge Master Stopsons mit einer instinktmäßigen Kennermiene. Dieses heiter lächelnde, reine sehr regelmäßige Gesicht, diese sanften und doch entschieden edlen Gesichtszüge, dieses helle klare mit Wohlwollen auf ihm ruhende Auge, sie machten einen wohlthuenden Eindruck auf ihn. Das innere Wohlgefallen, welches Stopsons Gesichtszüge spiegelte, theilte sich den seinigen mit — er schien sich zu sagen: dieser Mann ist kein gewöhnlicher Mensch,

es ist keiner jener plumpen Schufte, welche jeder Fähigkeit den Weg vertreten, keiner jener verhaßten Dummköpfe, welchen das Glück immer nachläuft, weil sie es weder zu erjagen noch zu erkämpfen verstehen! Ein Maler würde den Ausdruck dieser beiden Menschengesichter für die Bilder von Castor und Pollux haben verwenden können — so waren sie von sympathetischer Liebe verklärt — und doch waren die Gefühle der beiden sich erkennenden Genies nur diejenigen eines Tiegers und eines Leoparden, welche sich begegnen und über ihre beiderseitige Kraft und List — über ihre anmuthige Geschmeidigkeit, ihren leisen Tritt und wilde Schönheit erfreuen mögen!

Befriedigt von diesem Zeichen der Erwiederung seiner Sympathie, eilte Master Stopson die Füße des Kranken in ein ableitendes Fußbad zu setzen. Der Unglückliche holte tief Athem als er das Blut hinabströmen fühlte — ein heftiger Fieberfrost schüttelte ihn.

„Aha, das wirkt," sagte Stopson, „ja ja, ich kenne das."

Und während der Kranke ihm nun durch dankbare Blicke antwortete, befreite ihn Master Stopson allmählich von seinen durchnäßten Lumpen und zog ihm wohl durchwärmte trockene Wäsche und Gewänder aus den eigenen Schränken an. Als der Kranke in Folge dieser Sorgfalt allmählig sich erholt hatte und von Schmerz ziemlich befreit fühlte, setzte ihm Stopson eine Schaale mit kräftiger Bouillon und einem Stück Weißbrot vor, und brachte ihn dann in wohlgeheizter Kammer zu Bette.

„Wie heißen Sie mein Freund," sagte er zu dem

noch immer stummen Patienten, „ich würde Sie nicht schon fragen, aber ich muß amtlichen Bericht erstatten. Die Humanität des Zeitalters duldet es nicht, daß Jemand auf öffentlicher Straße verhungert, ohne daß darüber der Staat eine Untersuchung pflöge. Es muß dieß in unserem geordneten Zustande durchaus nur unter Dach geschehen. Wenn Sie durchaus verhungern wollten, so mußten Sie eine Wohnung miethen, denn der Engländer ist heilig in seinem Hause, er hat die Freiheit dort beliebig aus Mangel zu sterben, ohne daß sich die Gerichte darein mischen."

Der Kranke gab nun zu verstehen, daß er der englischen Sprache nicht mächtig sei; Master Stopson versuchte daher seine Frage in französischer Sprache vorzutragen und erhielt nun den für heute ihn zufriedenstellenden Bescheid:

„Ich bin Arzt, aus Paris gebürtig, seit 3 Tagen aus Amerika zurück, wo ich Alles verloren und heiße: Arthur Vincent."

„Vincent!" phantasirte Master Stopson, indem er sich später unruhig im Bette wälzte, „dieser Name hat mir einen bekannten Klang. Ich muß ihn in Wien oder Paris nennen gehört haben. Er ist Arzt. Welch' ein Zufall — welche Schickung! Er ist fremd, der Sprache unmächtig, der hiesigen Sitten unkundig, unglücklich, von den Menschen wahrscheinlich übel behandelt — Alles dieß trifft sich herrlich — dabei ein Mensch von durchdringendem Verstand, wie es mir scheint und was sein Gewissen anbelangt, so dürfte es wohl in diesen drei Londoner Jammertagen erfroren sein. Wer solches Unglück erlebt hat, fühlt wohl, daß es nichts

Grausameres giebt als Armuth — tiefe bodenlose Armuth. Sollte auch sein Wissen nicht weit her sein, ich kann ihm damit aushelfen, wenn nur sein Genie, sein Muth so beschaffen sind, wie ich es hoffe."

Vincent hatte die Augen kaum aufgeschlagen, als Stopson vor sein Lager trat, an seinen Puls fühlte, und nach seinem Befinden fragte. Er fand den Kranken so weit hergestellt, daß er sein Bett verlassen und die Neugierde Stopsons befriedigen konnte. Vincent betrachtete seinen Wohlthäter mit dem Erstaunen eines Mannes, der den Glauben an menschliche Tugend verloren hat und von ihrer Erscheinung verblendet wird.

„Edelmüthiger Mann!" sagte er, indem er Stopson die Hand drückte, „was kann Sie bewegen, einen Unglücklichen, den Sie nicht kennen, von welchem Sie nicht wissen, ob er Ihre Wohlthaten nicht einst mit Undank lohnen wird, mit solcher Güte zu überhäufen? Ohne Ihr Dazwischentreten, wäre ich wahrscheinlich ein Opfer jener kargen heuchlerischen Philantropie geworden, welche genug gethan zu haben glaubt, wenn sie den Unglücklichen ein Bündel Stroh, ein kaltes Obdach und trocken Brod gewährt, um sie langsam in elenden Hospitälern verderben zu lassen. Noch ein Mal, was bewog Sie zu dieser ungewöhnlichen Theilnahme? Männer Ihres Amtes sind gewöhnlich hart und unempfindlich gegen fremde Leiden. Wie kommt es, daß ein Officiant der öffentlichen Wohlthätigkeit kein Unmensch ist?"

Master Stopson nahm diese Anrede mit unverkennbarer Zufriedenheit auf. Sie bestätigte ihm neuerdings seine physiognomischen Berechnungen, sie wies

den Mann als das aus, wofür er ihn beim ersten Anblick gehalten hatte.

„Mein Herr!“ entgegnete er, indem er seinen Schutzbefohlenen mit Wohlwollen betrachtete, „ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie die Welt kennen. Sie haben Recht zu vermuthen, daß ein besonderes Interesse mich zu der Sorgfalt für Sie bewogen hat. Es ist ein sympathetisches Gefühl, welches mich zu Ihnen hinzieht — jener geheimnißvolle Instinkt, welcher in der Natur Gleiches zu Gleichem gesellt und welcher mir sagt, daß wir aus gleichen Stoffen gemacht sind. Ihre Physiognomie sagt mir, daß Sie geboren sind, mein Freund zu werden.“

„Ach Sie sind wohl Magnetiseur,“ sagte Vincent mit traurigem Lächeln und einem Anflug von Spötterei. „Sie behandeln mich da unter dem Gesichtspunkte der Lehre vom thierischen Magnetismus!“

„Mein Herr,“ entgegnete Stopson mit sanftem Vorwurf. Sie sind Arzt wie ich, und folglich ein Menschenkenner von Natur, betrachten Sie mich genau, und sagen Sie mir dann, ob so wie ich die Leute aussehen, deren Köpfe von abentheuerlichen Ideen und supernaturalistischen Ahnungen verdreht sind.“

Vincent folgte der Aufforderung des seltsamen Mannes und musterte die feinen kalten Züge des Doctors, sein listiges Auge, sein feines Lächeln, und er mußte sich gestehen, daß er wohl nie ein Antlitz gesehen, welches in höherem Grade den Ausdruck der Intelligenz gezeigt hätte. Er fühlte sich durch diese listigen Augen bezaubert, denn es leuchtete aus ihnen die-

selbe Klarheit des Geistes, welche er zu seinen eigenen Vorzügen zu rechnen Ursache hatte.

„In der That," erwiederte er lachend, „Sie haben nicht den Anschein ein Schwärmer oder Narr zu sein."

„Dachte ich's doch," fuhr Stopson zärtlich fort, „daß die edle Kunst der Physiognomik, welche die Natur lehrt, Ihnen nicht fremd sein könne. Nun wohlan — dieselbe instinktmäßige Erkenntniß, welche Ihnen sagte, daß ich kein Schafskopf und Schwärmer bin, sagte mir dasselbe von Ihnen. Ich meine, es kann kaum zwei Menschen geben, die einander ähnlicher sind, als wir Beide. Mögen Sie aus dieser Aeußerung entnehmen, wie begierig ich bin, ihre Geschichte zu erfahren."

„Sie ist kurz," sagte Vincent mit einem Seufzer, „ich bin aus reicher Familie und jetzt ein Bettler. Das was Sie an mich anzuziehen scheint — der Verstand — war mein Unglück. Ich habe in der Welt die Erfahrung gemacht, daß es kein größeres Unglück in dieser Zeit giebt als mehr Verstand zu besitzen wie andere Leute. Man sollte meinen durch Verstand, Macht und Reichthum erwerben zu können — ich habe Beides besessen und durch Verstand verloren."

„Sie machen mich sehr neugierig," entgegnete Stopson, „was Sie sagen, hat tiefen Grund, obwohl es nur unter gewissen Umständen wahr ist. Ich bitte Sie, erzählen Sie, wie es möglich war, daß Sie durch dieselbe Gabe Alles verloren haben — wodurch ich ein Gegenspiel Ihres Schicksals darstellend, Alles was ich besitze, errungen habe."

Vincent ging mit sich eine Weile zu Rathe, wie viel er von seiner Lebensgeschichte dem wohlhabenden Menschenfreunde erzählen solle und begann hierauf Folgendes zu erzählen: „Ich sagte Ihnen bereits, daß ich aus reicher Familie stamme, aus einer Familie, welche ihren Reichthum jedoch dem Verdienste dankt. Mein Vater war Marschall in Napoleons Heere. Meine Mutter erzog mich nach seinem Tode im Feldzuge 1812 zu einem Menschen, der überall hin zu brauchen ist. Ich wurde in der Cadettenschule militärisch, in den Gewerbsschulen für den Handel, auf der Universität für den Staatsdienst und die Arzneiwissenschaft gebildet. Man lehrte mich sieben Sprachen, nur nicht die englische, welche meine Mutter haßte, weil sie — verzeihen Sie mein Herr, daß ich es sage — einer Nation angehört, welche nichts Höheres kennt, als das Geld und den Handel. Sie theilte mir diesen Haß schon in frühester Kindheit mit, und ich gestehe Ihnen mein Herr, daß ich bei den Begriffen, welche ich mir von den Engländern machte, niemals gedacht hätte, daß ein Engländer mir solche Dienste der Menschenliebe erzeigen wird, wie Sie mir erzeigen."

„Ihre Mutter," entgegnete Stopson, „hat nicht ganz Unrecht. Die Engländer lieben das Geld über Alles, aber mein Herr, ich denke sie haben Recht — wenigstens ist es vernünftiger das Geld zu lieben als für das Phantom der Ehre, verderbliche Kriege zu führen, wie es die Franzosen gethan, oder für die Idee der geheiligten Souveränität den Staat zu ruiniren, wie es die Feinde der Franzosen gethan. England hielt stets die rechte Mitte und wahrte seinen

Vortheil — ich glaube es stände besser um alle Partheien, wenn alle dasselbe gethan hätten."

Vincent lächelte beifällig.

„Ich gestehe," sagte er, „daß England für sich die beste Methode hat. Auch war ich nie mit meiner Mutter in diesem Punkte einverstanden. Ihre Ideen auf Leidenschaften beruhend, schweiften immer im Bereich des Abentheuerlichen umher, ich suchte einen festeren Boden und gewann ihn. Das große politische Leben, wofür meine Mutter in mir den Geschmack nährte, zog mich an, und als ich mannbar geworden war, stürzte ich mich mit allem Feuer der Jugend in dasselbe. Die Zeit der Julirevolution riß mich hin, ich suchte meinen Platz in der politischen Welt, ich nahm Antheil an den Kämpfen für die Freiheit der französischen Nation, die Juliregierung genügte mir nicht, ich ging weiter — ich sah mich genöthigt zu entfliehen. Ich verließ Frankreich, um in Nordamerika den Boden zu suchen, den ich brauchte, um das zu werden, wozu mich die Natur bestimmt hat. Aber Amerika war das Grab meiner Thatkraft. Die Gesellschaft ist dort in die Fesseln des Geldes geschmiedet. Ich fand hier nichts für mich zu thun, ich verarmte und erst nach 14 schlimmen Jahren eines Gefängnißlebens, wozu mich meine Armuth verdammt hatte, gelang es mir, so viel aufzubringen, um nach Europa zurückzukehren. Allein ich bin in England, wie es scheint, übler daran als in Amerika. Ich habe das Unglück hier fremd zu sein. Meine Mutter ist wahrscheinlich gestorben, nachdem sie ihr Vermögen verloren, ich stehe allein, ohne

Hoffnung, ohne Aussichten. Das mein Herr, ist meine ganze Geschichte."

Obwohl Stopson sehr wohl merkte, daß Vincent ihm nicht völliges Vertrauen erwies, gab er sich doch mit diesen Auskünften zufrieden.

„Mein Freund," sagte er, „ich freue mich sehr, Ihre Hoffnungen in etwas aufrichten zu können. Ich habe eine große Praxis unter Fremden, ich bedarf eines Gehilfen, der mehrerer Sprachen mächtig ist. Da Sie Arzt sind, so wäre für Sie hierdurch eine Gelegenheit gegeben, sich eine Position zu erringen. Es ist nur die Frage, welches Heilsystem Sie befolgen? Ich gestehe, daß ich in diesem Punkte sehr difficil und vielleicht pedantisch bin. Ich hasse alle Neuerungen in der Medizin, die Homöopathie, die Hydropathie, den Magnetismus — was halten Sie davon?"

Vincent fühlte sich von Dankbarkeit durchdrungen. Ein solcher Antrag, der ihm sogleich eine ehrenvolle Stellung zu gewähren schien, befreite ihn von den Schrecknissen der Armuth, welche er über Alles fürchten gelernt hatte. Er antwortete daher voll Freude:

„Mein Herr — es stände mir übel an mit meinem Wohlthäter über wissenschaftliche Prinzipien zu hadern. Ich kenne den Werth ihres großmüthigen Antrags zu sehr, um mich desselben unwürdig zu machen. Welche auch meine eigenen Meinungen sein mögen, ich werde sie den Ihrigen unterwerfen, und nur Ihre Methode, Ihre Vorschriften beobachten."

„Brav gesprochen," sagte Stopson, indem er Vincents Hand drückte, „es ist eines vernünftigen Mannes unwürdig, Meinungen zu behaupten, welche man

geltend zu machen keine Macht besitzt.“ Und für sich setzte Master Stopson in Gedanken hinzu: „Er opfert seine Patienten und seine Ueberzeugung seinen Interessen — er ist mein Mann.“

Bald waren die nöthigen Verabredungen getroffen, Vincent in die Geschäfte des Master Stopson eingeweiht, und ein fester Freundschaftsbund zwischen den beiden Aerzten geschlossen, welcher auf den soliden Grundlagen der gleichartigen Deckungsart und Gemüthsbeschaffenheit unerschütterlich zu stehen schien. In wenigen Tagen waren sie Freunde der seltenen Art, welche ihre beiderseitigen Vorzüge achten, ohne durch ihre Fehler ungeduldig oder verstimmt zu werden. Einer entdeckte die Schwächen oder Unvollkommenheiten des Anderen, nur um sie zu schonen und zu entschuldigen. Zum ersten Male, seit seiner frühesten Jugend, fühlte Vincent die edelsten Empfindungen der Menschenbrust, die einer wahren Freundschaft. Zum ersten Male fand er einen Mann der vollkommen würdig schien, der Freundschaft zu genießen, wie auch keiner für sie empfänglicher war. Master Stopson seinerseits schwamm in seinem Glücke. Der Zufall hatte ihm ein kostbares Kleinod zugebracht — einen Mann, der ihm vollkommen ähnlich war. Er wußte, wie Wenigen solches Glück beschieden sei. Je öfter sie mit einander sprachen, je mehr trat die Harmonie aller Gedanken hervor, welche allein Männerherzen an einanderkettet. Ihre Philosophie, ihre politischen Ansichten, ihre Weise mit Menschen umgehen und sich gewöhnlicher Pflichten zu entledigen — Alles harmonirte vollkommen.

Wenn die beiden Freunde an Gott geglaubt hätten,

so würden sie ihm unfehlbar inbrünstig gedankt haben für die Gnade, daß er sie sich finden ließ.

Fast hätte Vincent jedoch sich durch Stopsons Freundschaft verleiten lassen, an menschliche Tugend zu glauben, denn es war ihm bei aller Grübelei und Wachsamkeit unmöglich für Stopsons Handlungen andere als die edelsten Motive zu entdecken, als er eines Abends eine Entdeckung machte, welche ihn freudig und doch schauerlich überraschte. Als er nämlich von einem Krankenbesuch spät nach Hause kam, sah er einen Mann vor Stopsons Hause die Klingel ziehen, welcher als Stopson vom Fenster herabsah, ihm das bekannte Zeichen der Wölfe gab: „Houp, houp, les loups!“

Fünfzehn Jahre.

Ehe wir untersuchen, wie Master Stopson in den Besitz der Parole der Wölfe gelangt ist, müssen wir jenen Theil der Abentheuer Bonvoisins nachholen, welchen er für gut gefunden, seinem neuen Freunde zu verschweigen. Als Arthur, Vincent genannt, sich genöthigt sah, nach Nordamerika zu entfliehen, hatte er den Entschluß gefaßt, sein unseliges Talent zur politischen Intrigue auch in diesem Lande einer seltsamen politischen Freiheit geltend zu machen und in Neu-York einen Sammelplatz von Wölfen anzulegen. Allein hier warteten seiner schwere Züchtigungen und tödtliche Prüfungen seiner verwegenen Zuversicht. Mit den letzten Guineen schien auch sein Genie sich allmählig völlig zu verlieren und sein Geist zum Gewöhnlichen herabzusinken. Vergeblich hoffte er auf Nachrichten aus England von seiner Mutter,

abgeschnitten von allen seinen Hilfsmitteln, gewahrte Arthur mit Schrecken, daß alle seine Fähigkeiten und Vorzüge kaum hinreichen würden, ihm in diesem Lande der Freiheit seine Existenz zu fristen. Er sah sich genöthigt, einen kleinen Posten als Correspondent in einem französischen Handlungshause anzunehmen, und mit einem Geiste, der unaufhörlich nach Herrschaft rang, sich einer demüthigenden Dienstbarkeit zu unterziehen. Aber der ränkesüchtige Charakter des jungen Mannes erhielt hierdurch nur noch eine gefährlichere Richtung. Seine Blicke blieben immer auf die europäische Welt gerichtet, wo er wieder seinen Ehrgeiz und Haß gegen die Mächte, welche diese Welt beherrschten, zu befriedigen, eine weltbedeutende Stellung zu erringen und den Sturz der socialen und politischen Ordnung zu beschleunigen, wo nicht herbeizuführen hoffte. Er suchte daher in Neu-York alle jene zahlreichen europäischen Malkontenten auf, welche Europa ausgeworfen hatte, und welche gleich ihm Verderben brüteten. Flüchtlinge aus allen Ländern fanden allmählig in seinem rastlosen Geiste einen Centralpunkt ihrer Hoffnungen, und es gelang Bonvoisin allmählig ihnen Vertrauen und Sympathie mit seinen Ideen einzuflößen.

Unter diesen Flüchtlingen befanden sich besonders viele Italiener, Deutsche und Polen.

Es organisirte sich aus ihnen eine Schaar von Wölfen, welche nur eines schicklichen Augenblicks, der Gelegenheit und des Geldes bedurften, um über die Erde, welche sie ausgestoßen, Tod und Verwüstung zu verbreiten. In den Vereinsversammlungen dieser

Abentheurer wurden die verwegensten und verderblichsten Pläne zum Umsturz aller Regierungen ausgeheckt. Es gelang ihnen mit den Flüchtlingen in England und Frankreich, ja mit dem Unzufriedenen im Vaterlande regelmäßige Verbindungen zu unterhalten. Viele unter ihnen waren wirklich von dieser Vaterlandsliebe begeistert, entschlossen — wenn es mit Hoffnung auf Erfolg geschehen konnte — ihr Blut für die Freiheit zu verspritzen, Vielen fehlte diese Begeisterung, aber ein großes Beispiel würde ihre schwachen passiven Charaktere zu einer gemeinsamen Unternehmung hingerissen haben, doch eine namhafte Zahl war gleichgültig gegen alle patriotischen Gefühle und trachtete nur nach blutiger Gelegenheit, um ihre Kraft geltend zu machen, und gleichviel, auf wessen Kosten, sich zu Beherrschern des Weltlaufs aufzuwerfen. Diese waren es, auf deren Beistand es Bonvoisin abgesehen hatte, deren List, Schlauheit und Verstellungskünste seinem System nach allein geeignet waren, Großes zu vollbringen. Sie waren die Wissenden unter den Wölfen oder vielmehr die einzigen, welche es wirklich waren. Der Enthusiasmus, die Leidenschaften und Schwächen der Uebrigen sollten nun als Mittel zum Zwecke den Wölfen dienstbar sein. Diesen galt es vor Allem nur um Krieg und Revolution, weil sie dadurch allein ihre Zwecke erreichen konnten. Keine Sache war ihnen so heilig, welcher sie hätten dienen wollen, und jede schien ihnen gut als Mittel zum Bundeszweck der Wölfe zu dienen.

Allein die europäischen Angelegenheiten schienen einen Verlauf zu nehmen, welcher ihren Anschlägen

ungünstig war. Wie oft auch der Friede gefährdet wurde, immer fand die Politik Auskunftsmittel, um den Ausbruch einer Krisis hintanzuhalten. Die größten und schwierigsten Weltfragen wurden durch Nachgiebigkeit von allen Seiten — wie es schien befriedigend — aufgelös't — Europa bot das weltgeschichtlich unerhörte Beispiel einer Eintracht dar, welche auf Wundern zu beruhen schien! Die Gnade des Himmels beschützte die Häupter der Gekrönten vor den Attentaten des Meuchelmordes. Kein Haar wurde ihnen verletzt, obgleich jedes Jahr Wüthende hervorbrachte, welche ihr Leben an das Verbrechen setzten. Diese wunderbare Erscheinung entmuthigte die Coalitionen der Unzufriedenen, zerstörte ihre Verbindungen, bestimmte ihre Miglieder sich in stiller Resignation auf fremdem Boden friedlich in die Gesellschaft einzureihen — Alle verzagten — nur nicht die Wölfe. — Bonvoisin war es, der ihre Gedanken wach, ihre Hoffnungen aufrecht erhielt. Er allein glaubte die wahre Ursache dieser unnatürlichen Ruhe zu erkennen. Sie war ihm, anstatt ein entmuthigendes, die Pläne des „Allverderbers" vereitelndes Zeichen gottseliger Tugendhaftigkeit und Friedfertigkeit, welche Europa ein goldenes Zeitalter zu verheißen schien, sondern vielmehr ein Zeichen einer umsichgreifenden gründlichen Verwesung.

„Dieser unheimliche Frieden," sagte er mit instinktmäßiger Ahnung, demselben Ideengang folgend, „der die Freunde der Menschheit in diesem Zeitalter eben so tief bekümmert, als die Feinde mit Hoffnungen erfüllt. Dieser Friede, der wie ein Leichentuch über Europa liegt, ist nichts, als eine still vor sich gehende

Agonie mit gewaltsam unterdrückten Zuckungen: Europa stirbt! Diese anscheinende Mäßigung und Friedfertigkeit der Partheien ist nichts als ungeschickt bemäntelte Feigheit. Alle Kräfte dieses sterbenden Welttheils sind in einer moralischen Verwesung begriffen. Die Todeskrankheit der europäischen Menschheit wird durch keine Reaction mehr in ihrem schrecklichen Verlaufe gehemmt. Nur Thaten sinnloser Verzweiflung geschehen. Lasset diese Ruhe ungestört und es wird unsere Zeit kommen, wo wir Schnitter herüberwallen werden über die Gefilde unserer Heimath, um wehrlose Aehren zu Boden zu strecken. Unsere Kräfte werden das Werk des Todes vollenden. Wir werden die Herren da sein, wo uns Niemand zu widerstehen im Stand sein wird. Bald müssen die letzten schwachen Krämpfe dieses Todeskampfes eintreten — dann Brüder ist unsere Zeit gekommen."

Aber funfzehn Jahre vergingen in dieser schrecklichen Erwartung ohne Arthurs grauenhafte Geduld zu ermüden. Die Wechselfälle eines peinlichen Lebens, das Gefühl des Lebendigbegrabenseins, welches sich — nach so wild durchtobter glanzvoller Jugend — in ihm immer mehr festsetzte, das allmählige Verlöschen der ersten Flammen männlicher Jugend, Entbehrungen und Erniedrigungen — worauf ihn seine Erziehung so planmäßig vorbereitet, änderten nichts in dem Gange seiner verderblichen Gedanken. Er trug sie wie Schlangen in seinem Busen, deren er nie vergaß, welche ihm das Mysterium seiner Bestimmung und seines Lebens zu sein schien. Immer mehr stumpfte sich sein Herz ab gegen den Reiz menschlicher Leidenschaften und

zarterer Gefühle — mit dem Andenken an Aurelien, löschte allmählig in diesem kalten Herz alles Licht der Liebe aus.

Aber gleich einem kalten Nebelbild, blieb doch das ihrige in Arthurs Seele. Es war ihm unmöglich es aus seiner Seele zu verbannen — es mahnte ein warnendes Gespenst an die Tage der Unschuld seines Herzens. Es mahnte an seinen väterlichen Freund Grimaldi — an seine verlassene Mutter, die er in großen Calamitäten sich selbst überlassen hatte. Aber der eiserne Gedanke, der ihn mit aller Kraft des Wahnsinns beherrschte, ließ in ihm kein anderes Gefühl mehr aufkommen als wüthenden unversöhnlichen Haß gegen Grimaldi. Ihn beschuldigte er der Schuld an der Scheiterung seiner ersten Unternehmung, des Verlustes seiner Glücksgüter, des Zusammenstürzens einer kühnen Schöpfung seines Geistes. Jedes Leid, welches ihm in seiner neuen Lage wiederfuhr, jede Kränkung, welche der gestürzte Titam erfuhr, weckte einen Fluchgedanken gegen Grimaldi. Nächst der Erreichung des Ziels aller seiner Gedanken, gab es für ihn keinen anderen Lebenszweck mehr als: Rache an Grimaldi.

Endlich — nach bitterem, unendlich scheinendem, herzvergiftendem Harren, drangen geheimnißvolle schaurige Nachrichten aus England nach Amerika. Der Umsturz von ganz Europa's politischer Ordnung sei beschlossen. Mächtige Volksgesellschaften hätten sich überall gebildet. In der Schweiz und Frankreich lägen große Waffenvorräthe. Ungeheure Geldmittel wären für die Zwecke der Revolution bereit. An einem Tage — den 23. Februar 1846 würden gleichzeitig in London,

Paris, Genf, Rom, Warschau sizilianische Vespern zum Ausbruch kommen. Die Kabinette wären verunseinigt — Rußland begünstige das große Werk der Zerstörung. Es bedürfe nur eines Sieges, um Europa eine neue Gestalt zu geben. Frankreich harre eines Befreiers aus den Ketten, eines von Todesängsten beherrschten Regiments der Zaghaftigkeit und Schwäche!

Vertraute Emissäre, durch Eide und Verhältnisse gebunden, brachten diese Nachrichten den Wissenden der Emigrantenvereine in New-York. Die tapferen Herzen bethörter Polen erzitterten in Freude. Funfzehn Jahre der Sklaverei in grausamen Lebensnothwendigkeiten hatten sie alle chimärischen Entwürfe hassen und verachten gelernt. Er allein glaubte weder an die Einheit noch an die Kraft eines solchen Entschlusses, kraftloser von keiner moralischen Stärke zusammengehaltenen Partheien. „Abentheuerliche Entwürfe erhitzter Knabenseelen!" — Das war sein Urtheil über dieses öffentliche Geheimniß einer kolossalen Verschwörung, welche er für unmöglich hielt. Allein so sehr er das Complott verachtete, so lebhaft ergriff er den Gedanken, das Dasein desselben zu nützen. Nicht das Gelingen einer Unternehmung hoffte er, welcher es an Einheit des Gedankens gebrechen mußte, aber — daß auch nur ein einziges Glied, aus der Kette der europäischen Verhältnisse gerissen, durch eine Thorheit — allen Zusammenhang der Dinge zerreißen müsse. Er beschloß sofort diesen Zeitpunkt um den Preis seines Lebens wahrzunehmen, und das erste was er unternahm war, daß er folgende Denunziation — an verschiedene einflußreiche Personen in Europa sandte:

„Durch diese Zeilen benachrichtigt Sie ein durch Zufall unterrichteter Mann von dem Vorhandensein einer allgemeinen Verschwörung, welche den Umsturz aller Regierungen beabsichtigt und am 23. Februar zum Ausbruch kommen soll.

Unterzeichnet: Ein bei möglichem Fall der europäischen Staatspapiere, mit seinem ganzen Vermögen gefährdeter Kaufmann."

Bei diesem Unternehmen berechnete Bonvoisin mit kaltem Blute folgende unausbleibliche Wirkungen. Zuvörderst mußte diese Denunciation, selbst wenn man einiges Mißtrauen in sie setzte, die Aufmerksamkeit und Thätigkeit aller Polizeimächte in Bewegung setzen. Durch diese Thätigkeit allein konnte der Möglichkeit vorgebeugt werden, daß die Verschwörung ein Gedanke bleibe. Es gibt kein sicheres Mittel eine Absicht, einen Gedanken zur That zu treiben als die Kenntniß derselben. Darum wird das kostbare Prinzip der Kundschafterei immer am sichersten im Stande sein, blutige Ereignisse herbeizuführen. Denn das vorausbestimmte Seelenleben der Menschen ist so beschaffen, daß jeder Feind gegen seinen Gegner zahllose Gedanken der Rache faßt. So lange diese Gedanken — wären sie auch schon an Verabredungen gediehen, verborgen bleiben, steht ihrer Ausführung die eigene Furcht der Verschworenen, die Unverträglichkeit mit den Bundesgenossen und das Mißtrauen gegen sie stets hinderlich im Wege. Unter tausenden der blutigsten Gedanken, wird daher kaum einer zur Ausführung kommen.

Die Kälte dieser Berechnung zeigte, daß Bonvoisin nicht mehr der vorwitzige, von seinem Genie hin=

gerissene, übermäßig sich selbst vertrauende, tollkühne Abentheurer vom Jahre 1830 war. Fünfzehn Jahre eines an äußeren Ereignissen völlig armen, prosaischen Lebens, in einer sehr beschränkten Sphäre, hatten doch durch die nagende Gewalt der Zeit und die natürliche Fermentation der Gefühle, eine vollkommene Umwälzung in seinem Seelenleben hervorgebracht. Plötzlich aus einem kurzen Traumleben herabgestürzt, in eine flache kalte Wirklichkeit, welche er nicht beherrschen konnte, lernte er bald fühlen, wie wenig der Einzelne vermag, und daß nicht alle Macht auf fremder Hülfe beruht. Er lernte die Resignation begreifen, mit welcher Napoleon in tiefster Gemüthsruhe 1814 selbst sein Spiel verloren gab, obgleich noch Viele seinem Glück vertrauten. Er lernte erkennen, daß der Geist, der sich nicht mehr Arme und Beine zu unterwerfen vermag, aufgehört hat zu gelten.

Nur der Grundgedanke seines Verderben brütenden Willens blieb derselbe.

Er trachtete dahin, die Früchte seiner fünfzehnjährigen Umtriebe zu sammeln, er suchte Bündnisse, fremde Hilfleistung, er warb um Gunst und buhlte um Reichthum. Es gelang ihm nicht in Amerika letzteren zu erringen, aber es gelang ihm allmählig sich solche Verbindungen zu sichern, um seinen heimlichen Krieg mit Europa fortzusetzen. Niemand dachte dort an den Flüchtling, welcher mit unermüdlichem Fleiß und unerschütterlicher Beharrlichkeit fünfzehn Jahre lang an einem Netze spann, um darin die europäische Politik zu fangen!

Der Zeitpunkt war günstig. Der Zufall, welcher

mehr Antheil an den Menschenwerken hat als ihr eigener Geist, hatte seine Stiftung — die Wölfe — in Europa wuchernd gedeihen lassen. Der Gedanke, welcher dieser Vereinigung zu Grunde lag, fand Beifall, der Scherz beförderte sein Lebendigwerden und so vermehrten sich die Wölfe wie der Sand im Meere. Während Bonvoisin keine Ahnung hatte, während er nicht zu träumen wagte, daß seine tollkühne Unternehmung nicht völlig untergegangen nach seinem Verschwinden, machte die Confession seiner Stiftung täglich neue Proseliten. Erst nach fünfzehn Jahren, in diesem Jahre, wo er Amerika verließ, gelangten Nachrichten an ihn, welche ihn überzeugten, daß der menschliche Geist nur ein Ei auszubrüten hat, um ein ganzes Geschlecht von Entwürfen und Handlungen hervorzubringen!

Kurz nachdem Bonvoisin seine anonyme Denunziation nach Europa gesandt hatte, und in dem Augenblicke, wo ihn schon Vorbereitungen zur Ermöglichung seiner Abreise beschäftigten, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, diejenige Summe aufzubringen, ohne welche er es nicht wagen konnte, sich in europäische Gefahren zu begeben, erhielt er von Millerhover ein Schreiben, folgenden Inhalts:

„Vater der Wölfe — mein lieber Bruder!

So eben aus Amerika zurückgekommen, erfahre ich durch einen Wolf, daß Du seit fünfzehn Jahren in schlimmer Lage in Amerika verweilst. Wir waren uns nahe, ohne es zu wissen. Das Glück hatte mich besser begünstigt, als Dich, mein Bruder, ich halte es daher für meine Pflicht, Dir

beizuspringen. Die beigeschlossene Anweisung wird Dich in den Stand setzen, zwischen dem Dezember und Januar 1846 in Leipzig im Hotel — einzutreffen. Gott gebe Dir guten Wind und raschen Entschluß.“ Es ist die Zeit gekommen, Deine Saat zu erndten. Die Wölfe warten Dein. Sie vermehren sich in Sibirien eben so gut wie in Sicilien, in Frankreich wie in der Wallachei. Du kannst von einem Ende Europa's zum andern ziehen ohne Geld, ohne Namen, ohne Alles, bloß durch das „houp, houp, les loups!“ Wölfe werden Deine Banquiers machen, Deine Wechsel escomptiren, Wölfe Dir Pässe geben, Wölfe Dich den Polizeibureaus wie den Volksgesellschaften empfehlen, Dich bei Aristokraten, Demokraten und Communisten einführen. Auf eine so ergötzliche Weise waren noch nie die Dinge dieser Welt verkehrt, wie in dem heutigen Europa. Die bethörten Massen knieen überall vor unseren Schafpelzen. Unter alle Partheien gemischt haben Viele von uns sich allenthalben in das Vertrauen der Völker wie der Fürsten eingeschlichen. Man bezahlt uns großmüthig, man liebt, man vergöttert uns. Eile auf den Flügeln der Genies herüber, und Du wirst Europa reif finden, die Beute der Wölfe zu werden. Ich grüße Dich, schöne Bruderseele.

Millerhover.

Dieser Brief beschleunigte die Abreise Bonvoisins. Allein, das Unglück wollte, daß ein Zufall fast alle seine Geldmitte lverschlang. Das Haus, worauf Arthur für den größeren Theil seiner Baarschaft eine Anweisung

erhielt, hatte während seiner Ueberfahrt in England fallirt. Mit Mühe gelang es ihm noch von Liverpool nach London zu kommen, wo er den Beistand der Wölfe zu finden hoffte. Allein vergeblich irrte er in dem Labyrinthe Londons umher, er fand keine Spur jener Verbrüderung, welche so sehr verbreitet sein sollte. Bald war der Erlös aus dem Verkaufe seiner Effekten verbraucht und verzehrt — London starrte ihn an als ein offenes Grab. So gerieth der Unglückliche in jene verzweifelte Lage, in welcher er Master Stopson in die Hände fiel.

Nach solchen Trübsalen war ihm der Ruf, den er vor Master Stopsons Thüre hörte, wie der Ruf „Land" einem Seefahrer. So behaglich seine Lage in Master Stopsons Hause war, so betrachtete er sie doch nur als ein Gefängniß. Jener Ruf brachte ihm Freiheit. Er war nicht mehr darauf angewiesen, von der Gunst eines Herrn zu existiren. Gerne hätte er sich der rufenden Stimme zu erkennen gegeben, aber Bedenklichkeiten besonderer Art, hielten ihn davon ab. Master Stopsons Vertrauen in ihn, trug einen seltsamen Charakter an sich. Eine geheimnißvolle Absicht schien im Hintergrunde seiner Freundschaft zu liegen. Es lag ihm daran, die Gesinnung desjenigen zu erforschen, der ein Mitglied des Bundes war, um den Geist darnach zu beurtheilen, in welchem sein Werk unter fremder Pflege und Auffassung gediehen war. Master Stopson sprach mysteriös und bedeutsam von einer nahen Zukunft, wo er im Stande wäre, Arthur mit einem Plane vertraut zu machen, zu dessen Aus-

führung er den Beistand seines Freundes in Anspruch nehmen werde. Bonvoisin beschloß daher die bis zur Zusammenkunft mit Millerhover festgesetzte Zeit abzuwarten, bis ihm Stopson mit seinem Vertrauen noch mehr entgegen käme, ein Entschluß, woran der Wunsch seine Mutter aufzufinden, einen großen Antheil hatte. Eingezogene Erkundigungen hatten zur Folge, daß er erfuhr, eine französische Dame, welche den Namen einer Frau v. St. Denis führte, und welche der Beschreibung aller Umstände nach, seine Mutter sein konnte, habe im Jahre 1830 eine Wohnung in London genommen, sei aber nach wenig Monaten, man wußte nicht wohin, verschwunden. Arthur verbarg diese Nachforschungen sorgsam vor Master Stopson, welcher ihn unter dem Namen eines Doctor Vincent bei seinen Kunden einführte, da er das Geheimniß seines Namens, seiner Familie und seiner Mutter nicht preisgeben wollte.

Einige Wochen vergingen, ohne daß Master Stopson an seine mysteriöse Verfügung zu denken schien. Da trat er eines Morgens mit wichtiger Miene in in Arthurs Zimmer und sprach: „Mein Freund, die Zeit, von der ich Ihnen sprach, ist gekommen! Es bietet sich Ihnen eine Gelegenheit dar, eine Ihres Geistes würdige Stellung zu erringen. Es wird nur darauf ankommen, ob Sie der Mann sind, den ich in Ihnen zu finden glaubte. Ich werde Ihnen die Behandlung einer Kranken zuweisen, welche eine bedeutende Stellung in der großen Gesellschaft einnimmt. Sie werden sie ganz nach meiner Anweisung behandeln. Ich werde Ihnen die Recepte angeben, welche Sie zu

verschreiben haben. Wie auch Ihre Bemühungen ausfallen mögen — ob Sie ihr Genesung bringen oder ob die Kur verunglückt! Sie werden Ihr Glück machen und das ist die Hauptsache. Sie werden sich heute Abend um 8 Uhr in ihre Wohnung begeben und mir Bericht über Ihren Zustand bringen, ohne ihr etwas anderes zu verschreiben als ein gleichgültiges Mittel. Ergreifen Sie Ihr Glück mit beiden Händen. Hier ist die Adresse der Dame."

Neugierig ergriff Arthur Bonvoisin das ihm dargereichte Papier und las zu seiner äußersten Ueberraschung: Frau von St. Denis, Dowringstreet Nro. 13.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Lucifer

Der Spion oder das rothe Buch der Wölfe

Bd.: 2. Band

Leipzig ; Meißen 1851